



DIG MAGAZIN

Nr. 1 2017/5777

Zeitschrift der Deutsch-Israelischen Gesellschaft



Ist die Zweitstaatenlösung noch zeitgemäß?

50 Jahre Sechstagekrieg

Erster Zionistenkongress Basel 1897

Inhalt

Impressum

Herausgeber

Deutsch-Israelische Gesellschaft e.V.
Präsident: Hellmut Königshaus
Bundesgeschäftsstelle
Littenstraße 105
10179 Berlin
T 030 / 80907028
info@digev.de
www.digev.de
Registergericht:
Amtsgericht Charlottenburg
Registernummer: VR 4075 B

NEUE
ANSCHRIFT!

Redaktion

Hellmut Königshaus, Bärbel Metz,
Jürgen Sterzenbach, Daniel Killy,
Claudia Korenke, Maya Zehden

Konzept und Gestaltung

SINNEDESIGN
Jürgen Sterzenbach
Hardtblick 5
51429 Bergisch Gladbach
T 02204 / 205443
mail@sinnedesign.de

Layout und Satz

rheinsatz Hanno Elbert
Sechtemer Straße 12
50968 Köln
T 0221 / 9348339
email@rheinsatz.de

Titelillustration

Amit Shimoni, A(Ilen)bby Road, Tel Aviv

Druck und Verarbeitung

Tannhäuser Media GmbH
Büttgenbachstraße 7
40549 Düsseldorf
T 0211 / 5048888
kontakt@tannhaeuser-druck.de

Erscheinungsweise

Vierteljährlich. Der Bezugspreis des
DIG Magazins ist mit dem Mitglieds-
beitrag abgegolten. Für namentlich
gekennzeichnete Artikel sind die
jeweiligen Autoren verantwortlich.

Bankverbindung

Berliner Sparkasse
IBAN: DE84 1005 0000 1010 0091 99
BIC: BELADEBEXX

Herausgegeben mit freundlicher
Unterstützung des Auswärtigen
Amtes



Auswärtiges Amt

Deutsch-israelische Beziehungen

- 4 | *Dr. Rafael Seligmann*
Versöhnung ist entscheidend
- 5 | *Dr. h.c. Johannes Gerster*
Unnötige Provokationen
- 6 | Aktuell
- 8 | Rückblick Jubiläum

Meinung

- 10 | *Daniel Killy, Hellmut Königshaus*
Ist die Zweitstaatenlösung noch
zeitgemäß?

Sechstagekrieg

- 12 | *Dr. h.c. Johannes Gerster*
Folgen für Israel und in Deutschland

Erster Zionistenkongress

- 14 | *Prof. Dr. Michael Brenner*
1897 – Am Scheideweg

Wirtschaftsbeziehungen

- 22 | *Hildegard Müller*
Seit 1967 offizielle Wirtschafts-
beziehungen – eine Erfolgsstory

Verschiedene Beiträge

- 18 | Hipstory – So cool hat man Politiker
noch nie gesehen
- 20 | *Heribert Schmitz*
Israel und die 7
- 24 | Israel Chamber Orchestra:
Zurück an die Spitze
- 26 | Heinrich Grüber: Brückenbauer
zwischen Berlin und Jerusalem
- 28 | Hans Litten: Arbeiteranwalt und
Hitlers Feind
- 29 | Das Siedler-Mantra
- 42 | Frankfurter Buchmesse:
Gut, dass wir dabei waren
- 44 | Mit hebräischen Übertiteln
- 46 | Abgelehnter Antisemitismus-Beitrag
Armutszeugnis für ARTE

Arbeitsgemeinschaften

- 30 | *Augsburg-Schwaben* Jubiläumsfeier
in der Residenz
- 31 | *Bielefeld* Diskussion mit Volker Beck
Ausschreibung Ruth-Florsheim-Preis
2018
- 32 | *Chemnitz* Seit einem Vierteljahr-
hundert aktiv in Chemnitz
- 33 | *Düsseldorf* Israel ist an allem schuld
- 34 | *Erfurt* Einen Schmetterling habe ich
hier nicht gesehen
- 35 | *Frankfurt* Spitzentreffen
- 35 | *Hamburg* Moin Hamburg, Shalom
Israel
- 36 | *Mainz* Landesverdienstorden für
Alfred Wittstock
- 36 | *Arbeitsgruppe Niedersachsen*
Konzentrierte Aktion gegen Anti-
semitismus
- 38 | *Ostfriesland* Die Haggada, die aus
Ostfriesland kommt
- 39 | *Trier* Von neuen Friedenskonzepten
bis zu koscheren Weinen
- 40 | *Ulm/Neu-Ulm* Gegen linken Anti-
semitismus

Junges Forum

- 41 | Jugend im Dialog:
Woche der Brüderlichkeit 2017

Nachrufe

- 48 | David Rubinger
- 50 | Ari Rath
- 52 | Felix Burian

Bücher

- 54 | Marko Martin: Tel Aviv
- 55 | Tuvia Tenenbom:
Allein unter Flüchtlingen
- 56 | Fania Oz-Salzberger und
Yeddia Z. Stern:
Der israelische Nationalstaat

Ausschreibung

- 58 | 80 Jahre Reichspogromnacht

Adressen

- 59 | Die DIG vor Ort

Liebe Freundinnen und Freunde Israels, liebe Mitglieder der DIG,

die vergangenen Wochen waren turbulent. Auf der politischen Bühne wie auch innerhalb unserer DIG. Die Umsetzung der neuen Satzung und insbesondere die Gründung von selbständigen Vereinen unter dem Dach der DIG in Augsburg, Berlin, Bremen und Stuttgart haben manche Mitglieder irritiert, einige sogar verärgert.

Daher sei es hier noch einmal klargestellt: Niemand muss einem der Vereine beitreten, auch wenn er in einem ihrer Zuständigkeitsbereiche wohnt. Wer das nicht will, der bleibt unmittelbares Mitglied unserer DIG. Mag jeder nach seiner Façon selig werden, wie schon der Alte Fritz meinte. Die Rechte der Mitglieder, insbesondere das aktive und das passive Wahlrecht, werden natürlich in jedem Fall gewahrt. Über Einzelheiten hierzu werden wir die Betroffenen rechtzeitig informieren.



Foto: Frank Ossenbrink

Auf der großen politischen Bühne hat die Absage des Treffens des israelischen Premierministers mit unserem Außenminister für einige Tage die Debatte beherrscht. Dabei muss man sich schon fragen, weshalb deutsche Politiker immer meinen, gerade in Israel belehrend auftreten zu müssen. Die israelische Justiz wird mit Straftaten israelischer Soldaten auch ohne deutsche Hilfe ganz gut fertig. Und die jetzt bekannt gewordenen Vorgänge mit extremistischem Hintergrund in der Bundeswehr zeigen, dass wir hier bei uns eigentlich genug zu tun haben.

Ich war gerade zu jenem Zeitpunkt selbst in Israel und konnte mich vom intensiven Wissenschaftsaustausch und der engen Zusammenarbeit zwischen deutschen und israelischen Einrichtungen überzeugen. Das ist doch so viel wichtiger als gegenseitige Schuldzuweisungen. Unser Freund Rafael Seligmann, den ich in Tel Aviv traf, hat zu den Vorgängen eine treffende Analyse geschrieben. Damit sollte es jetzt auch sein Bewenden haben.

Im September werden wir wieder als eine von nur wenigen Organisationen auf dem Bürgerfest des Bundespräsidenten mit einem Stand vertreten sein. Dies zeigt, wie sehr unser neuer Bundespräsident die Arbeit der DIG – Ihre Arbeit – schätzt. Dafür sind wir sehr dankbar.

Und wie wäre es, wenn wir israelischen Schüler, die alle einmal Auschwitz besuchen, dort mit deutschen Schülern zusammenbringen? Das würde das gegenseitige Verstehen und Verständnis füreinander mehr als alles Andere stärken. Der jungen Deutschen für das, was geschehen ist, und der jungen Israelis, dass sie es Gott sei Dank mit einem anderen, besseren Deutschland zu tun haben.

Mit freundlichen Grüßen und Schalom
Ihr

Hellmut Königshaus

Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft

Versöhnung ist entscheidend

Von Dr. Rafael Seligmann

Die Fähigkeit zu denken und zu sprechen, ist menschlich. Die Verweigerung des Gesprächs, aus welchen Gründen auch immer, ist falsch. Insofern war die Absage des Treffens mit dem deutschen Außenminister Sigmar Gabriel durch den israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanyahu ein Fehler.



Dr. Rafael Seligmann ist Schriftsteller und Politologe. Er ist Herausgeber der »Jewish Voice from Germany«

In Zukunft gilt es, solche Fehlentscheidungen zu vermeiden, um das deutsch-israelische Verhältnis zu stabilisieren statt es zu belasten. Die deutsch-jüdischen Beziehungen beginnen nicht, wie einige meinen, mit Hitler. Sie reichen 1700 Jahre zurück! Seither leben Juden in Deutschland. Sie waren lange Zeit Verfolgungen ausgesetzt, doch anders als in allen anderen europäischen Ländern gab es in Deutschland stets eine jüdische Gemeinschaft.

Die enge Beziehung der Juden zu ihrer deutschen Heimat spiegelt sich speziell in der jiddischen Sprache. Ihr Vokabular besteht überwiegend aus deutschen Wörtern, die mit hebräischen Lettern geschrieben werden. Wohin die Juden auswanderten oder fliehen mussten, ihre deutsch-jüdische Sprache nahmen sie stets mit sich.

Juden waren Teil der deutschen Kultur, Wirtschaft, Gesellschaft, Forschung, Politik. Man denke an Heinrich Heine, Max Liebermann, Albert Einstein, Fritz Haber, Ferdinand Lassalle, Walther Rathenau, Nelly Sachs. Ein Viertel der deutschen Nobelpreisträger waren Juden. Anfang der dreißiger Jahre entschied sich die Mehrheit der Deutschen für Hitlers Nazis.

Die einen nahmen deren Judenfeindschaft in Kauf, die sich in Parolen wie »Juda verrecke!« äußerte, andere befürworteten den Antisemitismus. Der Völkermord war die Folge.

Nach der Entstehung Israels 1948 und der Bundesrepublik Deutschlands im Folgejahr steuerten deren Regierungschefs David Ben Gurion und Konrad Adenauer einen damals durchaus umstrittenen Kurs der Versöhnung zwischen beiden Staaten. Ein Ergebnis war das Entschädigungsabkommen von 1952, das Israel half, die schwere Phase nach der Staatswerdung wirtschaftlich zu überstehen, und andererseits der Weltöffentlichkeit die Bereitschaft der BRD demonstrierte, tatkräftig den jüdischen Staat zu unterstützen.

1966 nahmen beide Staaten diplomatische Beziehungen auf. Israel wurde in Deutschland immer beliebter. Doch Anfang der 80er Jahre kam es zum Streit über beabsichtigte deutsche Waffenlieferungen in arabische Staaten zwischen Helmut Schmidt und Menachem Begin. Israels Ansehen in Deutschland sank – und hat sich seither nicht wieder erholt. Dies darf nicht wieder geschehen!

Der deutsch-israelische Alltag verbessert sich permanent. Deutschland ist nach den USA das beliebteste Land der Israelis. Immer mehr Deutsche besuchen Israel. Der Wissenschaftsaustausch zwischen beiden Staaten nimmt ständig zu. Das Weizmann-Institut in Rehovot ist einer der Leuchttürme der Kooperation. In Berlin leben zunehmend Israelis.

Es bestehen politische Meinungsverschiedenheiten. Deutschland ist für eine Zweistaatenlösung. Die Mehrheit der Israelis ebenfalls. Doch in Israel hat man Angst. Auch Benjamin Netanyahu ist prinzipiell für einen palästinensischen Staat. Doch er befürwortet den Ausbau jüdischer Siedlungen auf arabischem Gebiet. Deutschland ist scharf dagegen. Deshalb sagte Berlin die deutsch-israelischen Regierungskonsultationen ab. Die Israelis waren bestürzt. Nun verweigerte Netanyahu das Gespräch mit Gabriel. Der deutsche Außenminister ist frei, jeden, auch jede kritische Organisation zu sprechen. Netanyahu hätte Gabriel seine Bedenken direkt mitteilen sollen.

Die deutsch-jüdisch-israelische Auseinandersetzung ist wichtiger als das Prestigedenken einzelner Politiker. Daran müssen wir arbeiten.

Unnötige Provokationen

Von Dr. h.c. Johannes Gerster

Die kurzfristige Absage eines Gespräches mit Bundesaußenminister Gabriel durch Israels Premierminister Netanyahu war ein Fehler. Wenn es Probleme zwischen Freunden gibt, muss man miteinander reden und darf Verstimmungen nicht unnötig verschärfen. Netanyahu ist Manns genug, um einem deutschen Gesprächspartner auch öffentlichkeitswirksam ins Gesicht zu sagen, was ihm und seiner Regierung nicht passt.

Foto: Günther Lübbens



Dr. h.c. Johannes Gerster ist Ehrenpräsident der DIG. Er war von 1971 bis 1994 Mitglied des Bundestags und von 1997 bis 2006 Leiter der Konrad-Adenauer-Stiftung in Jerusalem.

gruppen diffamiert, ist aber stark genug, die Pluralität ihrer Gesellschaft zu ertragen und zu leben. Überempfindlichkeiten und kleinlich wirkende Überreaktionen hat Israel nicht nötig.

Israelis und Palästinenser brauchen eine neue Friedensinitiative und neue Ideen zur Lösung ihres Konfliktes. Offenbar hat Außenminister Gabriel noch nicht mitbekommen, dass es nach allen Umfragen in der Westbank keine Mehrheit für einen palästinensischen Staat neben Israel mehr gibt. Deshalb wirkt seine Forderung, den Konflikt auf der Basis einer Zweistaatenlösung zu beenden, leicht überholt. Darüber nachzudenken und mit Israelis und Palästinensern intensiv und zunächst intern zu reden, ist besser als das Beharren auf unerfüllbaren Forderungen. Möglicherweise müssen neue Pläne erdacht, die Karten neu gemischt und auf den Verhandlungsweg gebracht werden.

Die deutsch-israelischen Irritationen müssen schleunigst überwunden werden. Mit Israel und nicht gegen Israel. Dieses Land mitten im Pulverfass Nahost ist noch immer gefährdet. Es braucht unsere Hilfe.

Deutschland ist gut beraten, mit Israel auf freundschaftlicher Basis eng zusammenzuarbeiten, wie dies für alle Bundesregierungen selbstverständlich war.

Der Beitrag erschien in der Allgemeinen Zeitung Mainz vom 27. April 2017.

Die Bundesregierung hatte im Februar einseitig die jährlichen Regierungskonsultationen zwischen Deutschland und Israel abgesagt. Dann kommt der deutsche Außenminister nach Jerusalem und spricht nicht mit der Opposition, sondern mit Kleinstgruppen, die aus anonymen Quellen gespeist, die israelische Armee als Kriegsverbrecher diffamieren und palästinensische Terrorgruppen von ihrer Kritik ausnehmen. Der Mitgründer einer dieser Gruppen hat beispielsweise das Gerücht in die Welt gesetzt, Israelis würden das Wasser von Palästinensern vergiften.

Die Absage des Treffens war eine Provokation. Die Auswahl von berufsmäßigen Israelkritikern als Gesprächspartner durch den deutschen Außenminister war auch eine Provokation. Beide Provokationen waren unnötig. Beide Seiten sind nicht an einer weiteren Eskalation des Konfliktes interessiert. Das ist gut so. Die deutsche Seite sollte aufhören, Israel in Sachen Frieden öffentlich zu schulmeistern. Israel hat derzeit keinen palästinensischen Verhandlungspartner.

Die Hamas beherrscht den Gazastreifen, fordert einen Staat Palästina anstelle von Israel und redet nicht mit Israel. Mahmut Abbas ist formal palästinensischer Präsident, aber nicht in der Lage, für alle Palästinenser zu reden. Deutschland ist gut beraten, anstelle öffentlicher Kritik an Israel intern und nicht öffentlich auf die von uns subventionierten Palästinenser einzuwirken, dass sie sich endlich auf einen Verhandlungsführer für alle Palästinenser einigen. Auch müsste Deutschland stärker auf die EU einwirken, Israel nicht ständig einseitig und gegen alle Realitäten als einzigen Sündenbock für den israelisch-palästinensischen Konflikt anzuprangern. Die Siedlungspolitik erschwert Lösungen, ist aber nicht der Hauptgrund des Konfliktes. Dieser liegt in der Ablehnung des Existenzrechtes Israels in der arabischen Welt.

Die israelische Seite sollte sich selbstbewusst erinnern, dass sie als einziger Staat im Nahen Osten eine stabile und lebhaft demokratische auf- und ausgebaut hat. Diese wird zwar von Außenseiter-

Statements zur Gesprächsabsage in Jerusalem



» Es scheint hier ein Kommunikationsproblem gegeben zu haben. Sigmar Gabriel hat inhaltlich keine neue Position bezogen. Die Haltung der Bundesregierung zur Siedlungspolitik war immer kritisch-distanziert. Die israelische Seite scheint das Treffen mit den Kritikern dieser Politik als gezielte Provokation empfunden zu haben. So etwas hätte man im Vorfeld ausräumen können. Ich hoffe, dass nicht wegen solcher nebensächlichen Aspekte das sehr gute Verhältnis zwischen unseren Ländern dauerhaft leiden muss.«

Hellmut Königshaus

Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft e.V.



Fotos: Günther Lübbers

» Ich hätte mir mehr Fingerspitzengefühl des Ministers gewünscht. Es ist Tradition, bei Besuchen im Ausland mit regierungskritischen Organisationen zu sprechen. Das ist auch gut so. Aber hier vermisste ich Sorgfalt bei der Auswahl. Denn kritisch ist nicht gleich kritisch. »Breaking the Silence« prangert an, legt aber seine Quellen nicht offen. Damit können israelische Behörden die Vorwürfe und Anschuldigungen nicht überprüfen. Die juristische Aufarbeitung der behaupteten Vorfälle wird damit unmöglich gemacht. Und es stellt sich die Frage nach der Glaubwürdigkeit. Diese NGO erhält nun durch das Gespräch mit dem Außenminister einen Ritterschlag. Deshalb verstehe ich die Kritik der israelischen Seite. Zudem hat die Bezeichnung der Situation in Hebron als Apartheitsregime durch Minister Gabriel im Jahr 2012 sicherlich nicht zur Vertrauensbildung beigetragen. Dennoch wäre ein Absage des Treffens bedauerlich. Der israelische Ministerpräsident Netanjahu würde die Möglichkeit verpassen, seine Sicht der Dinge zu erläutern.«

Gitta Connemann MdB

Stellvertretende Vorsitzende der
Deutsch-Israelischen Parlamentariergruppe und
Vizepräsidentin der Deutsch-Israelischen Gesellschaft

Solidaritätsdemonstration zum Jom haSikaron

Am 30. April setzte auf Initiative des Jungen Forums eine Gruppe von Berlinerinnen und Berlinern vor dem Brandenburger Tor ein sichtbares Zeichen für die deutsch-israelische Freundschaft. Mit Israelfahnen und Transparenten demonstrierten die Teilnehmer für die jüdische Demokratie und forderten von der deutschen Gesellschaft und Regierung eine klare Prioritätensetzung in der Nahostpolitik. Kurz vor Beginn des Jom haSikaron, des Gedenktages für die gefallenen israelischen Soldaten und Opfer des Terrorismus, war es ihnen ein besonderes Anliegen, einen Kontrapunkt zur diplomatischen Verstimmung der vorherigen Woche zu setzen. Diese folgte einem Treffen des deutschen Außenministers Gabriel mit Organisationen, welche nach Einschätzung Jerusalems »zur Kriminalisierung israelischer Soldaten« aufrufen. »Unsere Armee ist die moralischste der ganzen Welt. Es ist eine Armee, die aus unseren Kindern besteht«, hatte Reuven Rivlin, der Staatspräsident Israels, Gabriel bei deren Treffen erklärt. Es ist dem Jungen Forum wichtig zu zeigen, dass es auch in Deutschland Menschen gibt, die darum wissen.



Die Demonstranten forderten klare Prioritäten in der Nahostpolitik.

Foto: Junges Forum Berlin

Rechtlich selbstständige Arbeitsgemeinschaften gegründet

Im September vergangenen Jahres hat die Hauptversammlung in Düsseldorf nach langer Diskussion eine neue Satzung beschlossen. Darin ist nun festgelegt, dass die DIG als Gesamtverband sich in regionale Arbeitsgemeinschaften gliedert (§§ 1, 14), die die Arbeit der DIG vor Ort leisten. Dabei können die Arbeitsgemeinschaften frei entscheiden, ob sie in der Form rechtlich selbständiger oder rechtlich unselbständiger Arbeitsgemeinschaft arbeiten wollen.

Beide Formen haben die gleichen Rechte im Verband, in beiden Formen sind die Mitglieder durch doppelte Mitgliedschaft mit der Gesamt-DIG e.V. und der regionalen Arbeitsgemeinschaft verbunden. Der Unterschied liegt vor allem im größeren Gestaltungsspielraum und in der Unabhängigkeit vom Zuwendungsrecht bei den selbständigen Arbeitsgemeinschaften. Zum Jahresbeginn 2017 haben

vier Arbeitsgemeinschaften von dieser neuen Möglichkeit der Vereinsgründung Gebrauch gemacht: Die DIG Augsburg-Schwaben e.V., die DIG Berlin-Brandenburg e.V., die DIG Region Stuttgart e.V. und die DIG Bremen/Unterweser e.V.

In Bremen hat der Vorstand der Arbeitsgemeinschaft die Ergebnisse der Satzungsdiskussion abgewartet, sich dann aber sehr schnell und sehr eindeutig für die Gründung eines eigenen Vereins entschieden. Das Votum der Mitgliederversammlung am 27. Oktober 2016 war dann so klar, dass noch am gleichen Abend – nicht nur mit den erforderlichen sieben, sondern mit 24 Gründungsmitgliedern – die DIG Bremen/Unterweser gegründet wurde. Die Satzung – an der Mustersatzung orientiert – wurde verabschiedet, ein neuer Vorstand gewählt: Dr. Hermann Kuhn (Vorsitzender), Dr. Widu Wittekindt und Dr. Grigori Pantijelew

(Stellvertreter), Katharina Moldenhauer (Schriftführerin) und Jan-C. Kranefeld (Schatzmeister). Der neue Verein führt die DIG-Aktivitäten (zuletzt Veranstaltungen gegen Antisemitismus Ende 2016) nahtlos weiter und plant für das erste Halbjahr einen Schwerpunkt zur Geschichte Israels: von der Balfour-Deklaration 1917 bis zum Sechstagekrieg 1967.



Dr. Hermann Kuhn, Bundesschatzmeister
Foto: Burghard Mannhöfer

Vom Checkpoint Charlie zur historischen Stadtmauer

Die Bundesgeschäftsstelle der DIG in Berlin hat ein neues Domizil. Bisher befanden sich die Büroräume am berühmten Checkpoint Charlie an der Kreuzung Friedrichstraße/Zimmerstraße – direkt gegenüber dem Mauermuseum. Seit Ende des letzten Jahres heißt die neue Adresse Littenstraße 105, ebenfalls in Berlin-Mitte, aber nun östlich der Spree gelegen. Auch hier stand früher eine Mauer – allerdings sehr viel früher, denn es handelt sich um die historische Berliner Stadtmauer aus dem Mittelalter, deren Reste in unmittelbarer Nähe besichtigt werden können.

Der Umzug in die Littenstraße war unter anderem deshalb notwendig, weil es in dem alten Gebäude keinen Aufzug gab. Das



Reste der mittelalterlichen Berliner Stadtmauer an der Littenstraße.

Fotos: Bärbel Metz

Büroteam hatte zwar keine Probleme mit dem Treppensteigen, doch da die Geschäftsstelle auch als Umschlag- und Lagerplatz für große Mengen von Drucksachen und Infomaterialien dient, war deren Anlieferung sehr unpraktisch. Dieses Problem ist nun gelöst, und da die historische Berliner Stadtmauer kein solcher Touristenmagnet ist wie der Checkpoint Charlie, ist die Umgebung nun auch ruhiger. Die Littenstraße ist nach dem Berliner Rechtsanwalt Hans Litten (1903 – 1938) benannt. Ein Portrait Hans Littens finden Sie auf Seite 28.



Littenstraße 105: Die neue Adresse der DIG Bundesgeschäftsstelle.

Festakt in Wiesbaden

Mit der Verleihung der Ernst-Cramer-Medaille in Schloss Biebrich und einem anschließenden Treffen von Mitgliedern der DIG-Arbeitsgemeinschaften aus ganz Deutschland wurde das 50-jährige Bestehen der Deutsch-Israelischen Gesellschaft am 30. Oktober 2016 in Wiesbaden gefeiert. Gastgeber war der hessische Ministerpräsident Volker Bouffier, der von einem »Tag der Freude und der Verpflichtung« sprach.

Dass die zentrale Jubiläumsfeier in der hessischen Landeshauptstadt Wiesbaden stattfand, hatte einen guten Grund. Das Bundesland Hessen gehörte vor 50 Jahren zu den institutionellen Gründungsmitgliedern der DIG. Der Beitritt war von den Repräsentanten aus Hessen damals parteiübergreifend unterstützt worden. Dies würdigte DIG-Präsident Hellmut Königshaus, indem er dem Ministerpräsidenten eine Urkunde überreichte. Volker Bouffier würdigte in seiner Festrede das jahrzehntelange Engagement der DIG für die deutsch-israelischen Beziehungen. Er nahm auch auf die aktuelle Flüchtlingskrise Bezug und bemerkte, dass viele Neuankömmlinge mit dem Feindbild Israel aufgewachsen und erzogen worden seien. Ihnen das besondere Verhältnis Deutschlands zum jüdischen Staat deutlich zu machen, sei eine erstrangige Integrationsaufgabe.

Grußworte von Maria Böhmer und Yakov Hadas-Handelsman

Für die Bundesregierung nahm Maria Böhmer, Staatsministerin im Auswärtigen Amt, an dem Festakt teil. In ihrem Grußwort unterstrich sie die Verdienste der DIG, nach der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen die Menschen bei der beiderseitigen Annäherung mitgenommen und so dazu beigetragen zu haben, die besonderen Beziehungen zwischen beiden Ländern

in der Bevölkerung zu verankern. »Die Bereitschaft vieler Israelis, uns die Hand zu reichen, hat mich tief beeindruckt,« sagte Maria Böhmer, die seit 30 Jahren auch selbst Mitglied der DIG ist. Sie versicherte der DIG auch die künftige Unterstützung seitens der Regierung.

Israels Botschafter in Berlin, Yakov Hadas-Handelsman, war ebenfalls zum Festakt nach Wiesbaden gekommen und lobte die DIG dafür, dass die vielen Begegnungen zwischen Deutschen und Israelis auf ihre Aktivitäten zurückzuführen seien. »Der direkte Austausch von Mensch zu Mensch ist der Motor, der unsere Beziehungen in Schwung hält«, betonte er. Zugleich hob er die Rolle Deutschlands als wichtigsten Partner Israels in Europa hervor, was er sich auch für die Zukunft erhoffte.

Ernst-Cramer-Medaille verliehen

Höhepunkt des Festakts war die Verleihung der Ernst-Cramer-Medaille an den israelischen Geigenbauer Amnon Weinstein, der seit 1986 die Violinen von Opfern des Holocaust sammelt und restauriert. Sein Projekt »Geigen der Hoffnung« lässt die Erinnerung an die Schoah nie verklingen. Die Instrumente werden weltweit bei Konzerten eingesetzt, so im Jahr 2015 von den Berliner Philharmonikern beim 70-jährigen Gedenken an die Befreiung von Auschwitz. »Man muss kein Staatsmann sein,



Am Festakt im Wiesbadener Schloss Biebrich nahmen teil (v.l.n.r.): Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Claire Jebesen, die Tochter Ernst Cramers, Volker Bouffier, Hessischer Ministerpräsident, Avshalom Weinstein, Sohn des Preisträgers der Ernst-Cramer-Medaille, Hellmut Königshaus, DIG-Präsident, Maria Böhmer, Staatsministerin im Auswärtigen Amt und Yakov Hadas-Handelsman, der israelische Botschafter in Berlin.

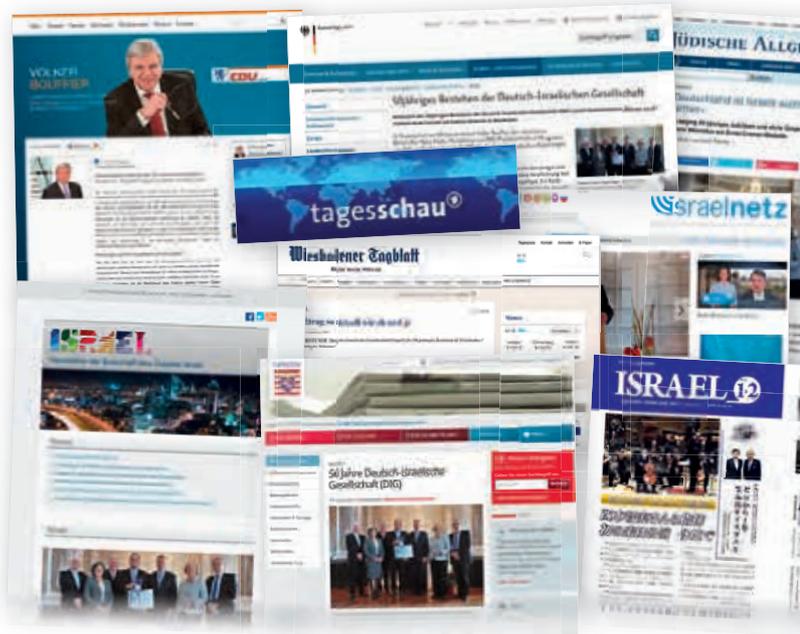
*Foto: CHL PhotoDesign/
Christian Lietzmann*

um Großes zu leisten«, sagte DIG-Präsident Hellmut Königshaus in seiner Laudatio. Da der Preisträger beim Festakt der DIG in Wiesbaden aus gesundheitlichen Gründen verhindert war, nahm dessen Sohn Avshalom Weinstein die Auszeichnung entgegen und verlas die Dankesrede seines Vaters. Im Dezember des gleichen Jahres wurde Amnon Weinstein von Frank-Walter Steinmeier, damals noch Außenminister, auch das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Resonanz in den Medien

Das Jubiläum der DIG fand auch in den Medien Resonanz. Die Tagesschau hob in einem Beitrag die Verleihung der Ernst-Cramer-Medaille hervor. Ausführlich berichteten der Hessische Rundfunk, die Jüdische Allgemeine, das Wiesbadener Tagblatt, die Allgemeine Zeitung Mainz und das Internetportal israelnetz von der Veranstaltung. Sogar in Japan wurde das Jubiläum wahrgenommen: Im Magazin der »Japan Israel Friendship Association« erschien ein ausführlicher Artikel über die DIG.

Jürgen Sterzenbach



Warum Israel uns noch mehr braucht

Vor 50 Jahren wurde die Deutsch-Israelische Gesellschaft (DIG) von maßgeblichen Bundespolitikern aller damaligen Parteien gegründet, um die ein Jahr zuvor aufgenommenen diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel mit Leben zu erfüllen. In Israel wurde zeitgleich die Schwesterorganisation Israelisch-Deutsche Gesellschaft (IDG) ins Leben gerufen.

Hierzulande wurde aus dem anfänglichen Zentralverband ein Dachverband mit 50 regionalen Arbeitsgemeinschaften. Alle packten mit an: es kam zu über 100 kommunalen Partnerschaften, etwa gleich vielen Verbindungen zwischen den Universitäten und Hochschulen beider Länder und zu nicht zählbaren Begegnungen von Menschen aller Altersstufen in Israel aber auch in Deutschland. Alles paletti, könnte man meinen, was brauchen wir noch die DIG in Deutschland und die IDG in Israel?

Es gibt drei gewichtige Gründe, weshalb vor allem die DIG heute und morgen noch mehr gebraucht wird als in der Vergangenheit.

Erstens: Die Existenz Israels ist nicht weniger gefährdet als in der Vergangenheit. Noch immer wird Hass und Gewalt gegen den jüdischen Staat in der ganzen arabischen Nachbarschaft gepredigt, auch in Ägypten und Jordanien, die formal Friedensverträge mit Israel abgeschlossen haben. Dies ist nicht neu, neu ist aber, dass mit den blutigen Auseinandersetzungen und dem Terror in den Nachbarstaaten die Sicherheitslage Israels gesunken ist und mit dem Ansehensverlust der USA in dieser Region Israel verwundbarer geworden ist. Israel liegt mitten im Pulverfass Nahost, das seit über fünf Jahren von islamistischem Terror, Gewalt und Krieg überzogen ist. Israel braucht daher mehr denn je Freunde in der Welt.

Zweitens: In keiner Krisenregion der Welt wird so einseitig und unfair gegen eine Konfliktseite geurteilt und gehetzt wie in der israelisch-palästinensischen Auseinandersetzung. Israel ist die einzige Demokratie, der einzige Rechtsstaat in Nahost. Europa

und Israel sind durch die gleichen Grundwerte und Grundüberzeugungen miteinander verwoben. Und dennoch wird Israel ständig einseitig von der EU und der UNO gemäßigelt und verurteilt. So hat der UN-Menschenrechtsrat von 2006 bis 2015 Israel 61 mal wegen Menschenrechtsverletzungen und Syrien gerade 15mal verurteilt. Länder wie die Türkei und Russland, die Menschenrechte seit Jahren systematisch abbauen, werden überhaupt nicht verurteilt. Deutlicher kann nicht bewiesen werden, dass dieser UN-Menschenrechtsrat mit zweierlei Maß misst. Israel braucht Freunde, die gegen diese politisch motivierten Einseitigkeiten vorgehen. Veritas facit pacem, Wahrheit schafft Frieden.

Drittens: Deutschland ist im Bewusstsein der Israelis ihr zweitbesten Freund in der Welt nach den USA. Traumziel der meisten jungen Israelis ist seit Jahren Berlin. In Deutschland verlor Israel in den letzten Jahrzehnten dagegen deutlich an Sympathie. Die internationale Dämonisierung Israels und die europäische Einseitigkeit gegen Israel fallen hierzulande auf einen fruchtbaren Boden. Es geht nun nicht darum, Israel zu verherrlichen, seine Fehler zu vertuschen oder zu beschönigen. Israel kann aber beanspruchen, wahrheitsgetreu und fair beurteilt und behandelt zu werden. Hier müssen wir von der DIG aktiver und besser werden.

Israel braucht uns, in Zukunft noch mehr.

Rede zum DIG Jubiläum von Dr. h.c. Johannes Gerster
(gehalten in Augsburg am 21. November 2016, siehe Seite 30).

Ist die Zweistaatenlösung



Zweistaaten-Lösung, Einstaaten-Lösung, Keinstaaten-Lösung? Die Aufregung um vorgeblich wegbrechende Optionen in Sachen Israel und »Palästina« ist groß in diesen Zeiten. Und es wird eine Menge geredet. Natürlich ist auch die DIG als treue Freundin Israels gefragt, sich zu positionieren. Und wir haben ja auch auf der vergangenen Hauptversammlung in der Düsseldorfer Erklärung deutlich gemacht, dass wir Position beziehen.

Diese Position – eine Zweistaatenlösung, die Israel die Existenz als jüdischer Staat erlaubt, ist gewiss die wünschenswertere Option. Aber ist es überhaupt legitim, sich dermaßen in die Angelegenheiten eines souveränen Staates einzumischen, auch als Freund?

Es ist doch so: Dort, wo große Teile der Weltöffentlichkeit Verhandlungspartner sehen in Ramallah, sitzen genauso Terroristen wie in Gaza. Der einzige Unterschied ist, die Einen schotten sich ab und können so ihr Terrorregime gegen die eigene Bevölkerung noch aufrechterhalten, die Anderen stehen einer Verwaltung vor, deren Bevölkerung mitten im oder am israelischen Leben wohnt und dort größtenteils auch arbeitet. Die Araber in der sogenannten Westbank erleben also die Segnungen von Demokratie und florierender Wirtschaft im israelischen Alltag. Dennoch will auch die Fatah-Regierung unter der Führung des greisen Terrorfürsten Abu Mazen alles, bloß keinen jüdischen Staat. Und vor allem fordert die Fatah ein »judenreines« Palästina. Eine Position, die nochmals Zigtausende von Israelis entwurzeln würde – und hier ist nicht mal die Rede von dem, was wir gern als illegale Siedlungen bezeichnen. Die eine Junta (Gaza) hat in ihrem Grundgesetz den Tod aller Juden stehen, die andere (Fatah) wünscht sich judenfreie Gebiete und erzählt der Welt allen Ernstes, Jesus sei Palästinenser gewesen. Kann man mit solchen Menschen verhandeln? Nein. Und kann man als Freundschaftsorganisation derlei Verhandlungen einfordern? Nein.

Aber man kann versuchen einzuwirken auf diejenigen, die nach einem Staat Palästina streben. Man kann sie unter Druck setzen, nicht mehr mit EU-Fördergeldern Terror in Schulbüchern zu preisen und mit Entwicklungshilfe Leibrenten an Verwandte von Selbstmordattentätern zu finanzieren. Man kann ihnen klar machen: Mit Terror kein Staat. Ohne Staat keine Perspektive. Denn die Einstaaten-Lösung, die lehnt Israel schon aus ethno- und demographischen Erwägungen ab. Binnen weniger Jahrzehnte gäbe es dann im Heiligen Land nämlich eine muslimische Mehrheit.

Was im Moment also bleibt, das ist der Status quo. So lange es niemanden gibt, mit dem Israel verhandeln kann und so lange Israel praktisch allein den Mehrfrontenkrieg gegen IS (Golan, Sinai, Gaza), Hamas (Gaza) und Hisbollah (Libanon) zu führen hat, um das tägliche Überleben in seinen engen Grenzen zu sichern, sollten wir uns als Freunde Israels mit guten Ratschlägen aus der sicheren und bequemen Etappe zurückhalten. Wer übrigens genau hinsieht und -hört, wird feststellen, dass »Palästina« in der Region nur noch bei IS und Co. ein Thema ist, nicht mehr bei den arabischen Anrainern. Die verhandeln längst mit Israel über Wirtschaftsdeals und strategische Partnerschaften gegen den Iran.

Lassen Sie uns also unverdrossen versuchen, auf eine Deeskalation radikalen Denkens und Handelns bei Fatah, Hamas und Co. einzuwirken. Und somit auch automatisch auf eine Lösung mit Israel.

Daniel Killy

noch zeitgemäß?

50 Jahre nach dem Sechstagekrieg und nach vielen enttäuschten Hoffnungen auf Frieden stellt sich immer drängender die Frage, wie es zwischen Israelis und den Palästinensern in der Westbank und im Gazastreifen weitergehen soll. Gibt es überhaupt noch Hoffnung auf Frieden und ein friedliches Zusammenleben? Und wenn ja, wie könnte eine solche Lösung denn aussehen? Klar ist: Ein ewiges »Weiter-so« birgt Risiken, die jedenfalls auf Dauer nicht wirklich beherrschbar sind.



Nicht nur wegen der abnehmenden Akzeptanz der Staatengemeinschaft für den Status Quo, der immer häufiger als »Besatzung« durch Israel und Unterdrückung der Palästinenser wahrgenommen wird, obgleich diese Sichtweise die geschichtliche Entwicklung und die anhaltende Bedrohung Israels und der Israelis ausblendet. Sondern auch, weil sich die Israelis selbst nach Frieden sehnen und dieser auf Dauer nur erreicht werden kann, wenn auch die Palästinenser den Vorteil eines friedlichen Zusammenlebens erkennen. Und nicht zuletzt, weil auch die Kosten der Besatzung und der Bekämpfung des Terrors zu einer unerträglichen Belastung werden.

Gewiss, dem Frieden waren Israel und die Palästinenser schon einmal sehr nahe, der Erfolg von Camp David wurde von Arafat und seinen verblendeten Unterstützern leichtfertig vertan. Heute scheinen wir von einer solchen Lösung, wie sie damals zum Greifen nah war, weiter entfernt denn je. Aber wie kann es dann weitergehen?

Eine Annexion der Westbank, die gelegentlich ins Spiel gebracht wird, hätte zur Folge, dass Israel dann mit der großen Zahl nichtjüdischer Einwohner seinen Charakter als jüdischer Staat aufgeben müsste. Oder die Prinzipien von Rechtsstaatlichkeit und Demokratie, indem den Palästinensern als Neubürgern

dieses Groß-Israel nur eingeschränkte Bürgerrechte und Mitwirkungsmöglichkeiten zugestanden würden. Das wäre also keine Lösung, die inneren Frieden verspricht.

Es bleibt die Zweistaatenlösung, so schwer sie auch zu erreichen ist. Dass die jüdischen Siedlungen in den palästinensischen Gebieten das Problem nicht einfacher machen ist unübersehbar. Unmöglich machen sie es aber nicht, denn wer dort siedelt, muss damit rechnen, dass er nach einem Friedensvertrag plötzlich in einem palästinensischen Staat lebt und nicht in Israel.

Ein schweres Handicap sind allerdings die illegalen Siedlungen auf privatem palästinensischen Grund, die den Besitzern nicht abgekauft, sondern einfach nur besetzt wurden. Dies ist eine Herausforderung für jeden Rechtsstaat, gerade aber für Israel, das zu Recht als Bollwerk des Rechts in einer Region der Willkür und des Nepotismus geschätzt wird. Eine Duldung solchen Landraubes würde die Legitimität der israelischen Verwaltung in der Westbank untergraben und das Ansehen Israels beschädigen. Daran würde auch die nachträgliche »Legalisierung« durch das Legalisierungs-Gesetz nichts ändern. Es dürfte auf Dauer zur Willkür gegenüber den unveräußerlichen Rechten auch der Palästinenser auf Heimat und Eigentum anreizen. Deshalb bleibt abzuwarten, wie das Oberste Gericht über dieses Gesetz entscheidet. Ich bin da zuversichtlich.

Hellmut Königshaus



7. Juni 1967: Jubelnde israelische Soldaten in Jerusalem

Foto: Sven Simon, ullstein bild

Sechstagekrieg – milchémet schéschet haJamim

Folgen für Israel und in Deutschland

Vor 50 Jahren begann und endete nach nur sechs Tagen der dritte arabisch-israelische Krieg, dem der damalige Generalstabschef Jitzhak Rabin den offiziellen Namen »Sechstagekrieg« verlieh. Zuvor hatte sich Israel im Unabhängigkeitskrieg (1948) und im Suezkrieg (1956) gegen seine arabischen Nachbarn durchsetzen müssen.

Ich hatte 1967 gerade mein erstes juristisches Staatsexamen bestanden, wartete auf den Start meines Referendariates, hatte daher unbegrenzt Zeit und verfolgte von früh bis in die Nacht die Kriegsereignisse im Schwarz-Weiß-Fernsehen. Zuerst zitterte ich mit den Israelis, dann hoffte ich und zuletzt bejubelte ich den israelischen Sieg über Ägypten, Jordanien und Syrien. Und genauso wie ich dachten alle Deutschen. Wir waren alle für Israel!

Unmittelbarer Anlass des Krieges war die Sperrung der Straße von Tiran für die israelische Schifffahrt, der vom ägyptischen Präsidenten Nasser erzwungene Abzug der UN-Truppen aus dem Sinai und der Aufmarsch von 100 000 Soldaten und 1000 Panzern der ägyptischen Streitkräfte an der Grenze zu Israel. Der Krieg begann mit einem Überraschungsangriff der israelischen Luftwaffe auf alle ägyptischen Flugfelder, durch den die meisten der 385 modernen Flugzeuge sowjetischer Bauart am Boden zerstört wurden. Am Ende des Krieges kontrollierte

Israel den Gazastreifen, die Sinai-Halbinsel, die Golanhöhen, das Westjordanland und Ostjerusalem.

Der Krieg endete am 10. Juni 1967, bereits einen Tag später wurde das letzte Waffenstillstandsabkommen unterzeichnet. Der Ausgang dieses Krieges beeinflusste die Geopolitik der Region, den weiteren Ablauf des israelisch-arabisch/palästinensischen Konfliktes und die Bewertungen dieses Konfliktes beispielsweise in Deutschland bis zum heutigen Tage.

Im August 1967 tagte in der sudanesischen Hauptstadt Khartum die Gipfelkonferenz aller arabischen Staaten, die mit der Khartum-Resolution ihre Politik auf drei klare »Nein« festlegte: »Kein Frieden mit Israel, keine Verhandlungen mit Israel, keine Anerkennung Israels.« Diese Resolution wurde nie aufgehoben. Obwohl Ägypten und Jordanien sie später durch Friedensverträge mit Israel unterliefen, blockiert sie noch heute die Normalisierung der Beziehungen zwischen Israel und den arabischen Staaten.

»Genauso wie ich dachten alle Deutschen. Wir waren alle für Israel!«



**Kampfhandlungen
an der Grenze zu
Syrien während des
Sechstagekriegs**

Foto: picture alliance

Die UNO-Resolution 242

Am 22. November 1967 verabschiedete die UNO die Resolution 242, die aus zwei Teilen besteht: Erstens der Klarstellung: Jeder Staat der Region hat das Recht, »innerhalb sicherer und anerkannter Grenzen frei von Drohungen und Akten der Gewalt in Frieden zu leben«. Zweitens der Forderung: Israel soll sich »aus den besetzten Gebieten« zurückziehen. Seither wird von arabischer Seite, aber seit Jahren auch von Europa, nur der zweite Teil dieser Resolution zitiert und eingefordert. Der erste Teil wird unterschlagen. Andererseits hat sich Israel, anders als nach dem Sinaifeldzug, nicht hinter die Waffenstillstandslinien von 1949 zurückgezogen, sondern nach dem Allon-Plan mit dem Bau von Siedlungen in den besetzten Gebieten begonnen.

Seit dem Sechstagekrieg hat sich die Stimmung gegen Israel in Deutschland und Europa kontinuierlich verschlechtert. Israel wurde vor allem wegen seiner Siedlungspolitik bis heute einseitig an den Pranger gestellt. Dabei wird übersehen, dass die arabische Welt sich bis heute fast ausnahmslos weigert, das Existenzrecht Israels anzuerkennen. Dabei werden Israel und seine arabischen Nachbarn ständig mit zweierlei Maß gemessen und bewertet. Die einzige Demokratie im Nahen Osten wird härter, unfairer und ungerechter beurteilt als ihre Nachbarschaft.

Dabei wird Israel einseitig die Verhinderung von Friedensverhandlungen vorgeworfen, obwohl die in Gaza herrschende Hamas sich bis heute weigert, mit Israel zu reden und obwohl

Präsident Mahmut Abbas viel zu schwach für Friedensgespräche mit Israel ist.

Wie ungerecht Israel behandelt wird, beweist der UN-Menschenrechtsrat.

Natürlich hat auch Israel politische Fehler seit dem Sechstagekrieg gemacht. Die seit 2000 von Israel propagierte Zweistaatenlösung passt mit der Siedlungspolitik nicht zusammen. Dennoch sind die ständig einseitigen Schuldzuweisungen gegenüber Israel ungerecht. Offenbar suchen allzu viele einen Sündenbock, dessen Fehler und Mängel durch ein Vergrößerungsglas verbreitet werden, um eigene Fehler, Mängel und Versäumnissen zu verschleiern.

Dr. h.c. Johannes Gerster
Ehrenpräsident der DIG



1897 Am Scheideweg

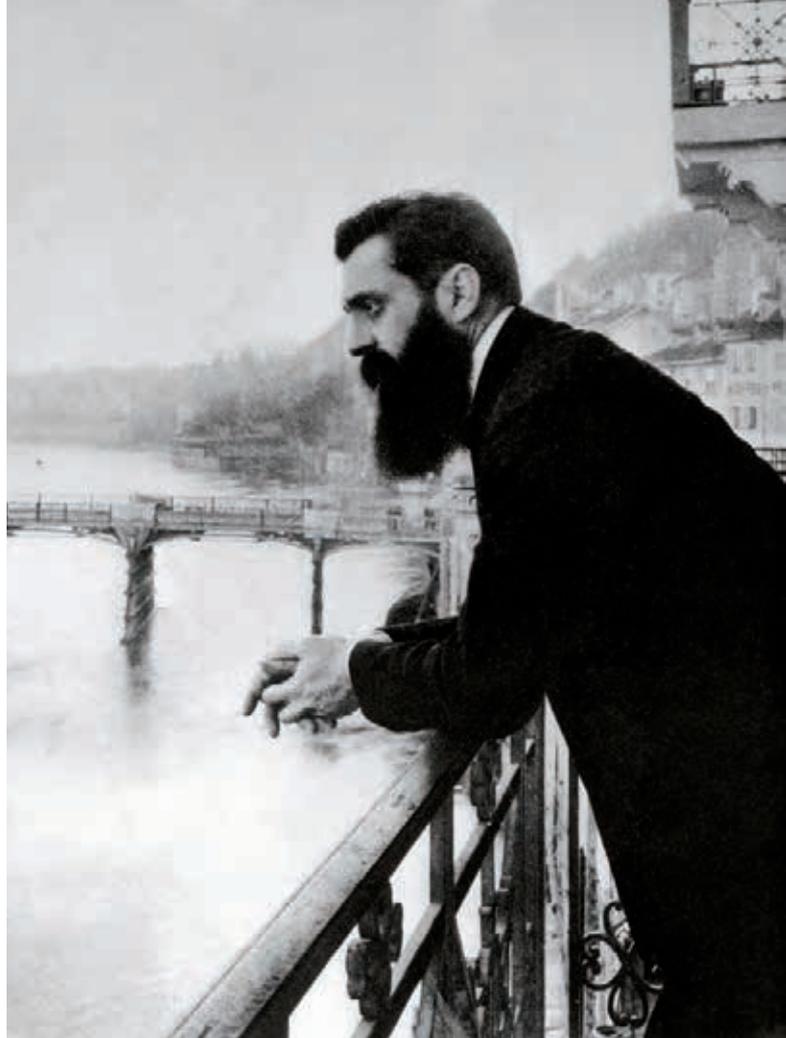
Von Prof. Dr. Michael Brenner

Das neunzehnte Jahrhundert begann für die Juden mit vielerlei Versprechungen. Die Aufklärung hatte einer neuen Einstellung den Boden bereitet, der zufolge sie nicht mehr als Gottesmörder und Wucherer, sondern als ganz normale Menschen wahrgenommen werden konnten. Sie könnten so werden wie ihre christliche Umgebung, versprachen die Emanzipationsedikte quer durch Europa, wenn sie nur einen gewissen Erziehungsprozess durchliefen und sich ihrer Umwelt anpassten.

Das Jahrhundert hatte in der Tat viele Fortschritte gebracht, im Westen mehr als im Osten. Viele Juden waren wirtschaftlich aufgestiegen und in weiten Teilen Europas kulturell, zuweilen sogar gesellschaftlich integriert. Doch als sie am Ende des Jahrhunderts Bilanz zogen, mussten sie feststellen, dass trotz ihrer Bemühungen um Integration den Fortschritten nun neue Hindernisse gegenüberstanden: Im Osten erschütterten Pogrome ihren Alltag, im Westen war ein neuartiger, rassistisch begründeter Antisemitismus entstanden.

Die Juden konnten versuchen zu flüchten: in eine andere Religion oder in einen anderen Kontinent. Doch beide Fluchtwege waren nur für eine Minderheit gangbar und versprachen nicht immer Linderung, denn auch nach der Taufe wurden sie von den Antisemiten als Juden gesehen, und nach der Ankunft in Amerika erwartete sie oft unbeschreibliches Elend. Die meisten Juden blieben daher Juden und Europäer. Aber sie suchten verstärkt nach neuen Wegen, um die von Aufklärung und Emanzipation versprochene Normalisierung endlich zu erreichen.

Im Jahr 1897 wurden gleich mehrere Wege konzipiert, die in ganz verschiedene Richtungen führten. In Berlin verfasste der Industrielle und spätere deutsche Außenminister Walther Rathenau ein radikales Plädoyer für ein völliges Aufgehen der Juden in ihrer Umgebung. In Wien konkretisierte der Feuilletonredakteur der Neuen Freien Presse Theodor Herzl unmittelbar nach der Wahl des Antisemiten Karl Lueger zum Bürgermeister seine zionistischen Pläne. Er berief im August den ersten



Zionistenkongress nach Basel ein. Nur wenig später trafen sich in Wilna die führenden Köpfe des Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbunds, um die erste jüdische sozialistische Bewegung ins Leben zu rufen. Und in Odessa schrieb Simon Dubnow, einer der wichtigsten Historiker jüdischer Geschichte, an der theoretischen Untermauerung des jüdischen Diasporanationalismus, der auf einer kulturellen Autonomie der Juden Osteuropas aufbaute.

Innerhalb weniger Monate lagen damit die wesentlichen Konzepte der jüdischen Moderne vor: Sie standen für die bedingungslose Assimilation, für den Zionismus, für den sozialistischen Bundismus und für die jüdische Autonomiebewegung. Während sich ihre Wege grundsätzlich unterschieden, sollten sie nach dem Willen ihrer Träger doch alle dasselbe Ziel erreichen: die Normalisierung der Juden.

Sommer in Basel

Herzl beließ es nicht bei einem schriftlichen Plan. Sobald der Judenstaat erschienen war, ging er daran, einen Zionistischen Kongress zu organisieren. In München sollte er stattfinden. Doch der Allgemeine Rabbiner-Verband in Deutschland protestierte ebenso lautstark dagegen wie die Münchner Israelitische Kultusgemeinde. Der Öffentlichkeit bekannt wurde der sich anbahnende Konflikt über den vorgesehenen Kongress in einer kurzen Notiz der Münchner Neuesten Nachrichten vom 5. Juni 1897. Hier wurde von den Plänen eines Zionistenkongresses in

**Theodor Herzl auf dem Balkon des Hotels
in Basel, in dem er während des ersten
Zionistenkongresses 1897 in Basel wohnte.**

Foto: picture alliance/United Archives/WHA

München berichtet, nicht ohne festzustellen: »Die deutschen Juden, sowie der bei weitem größte Theil der Judenschaft überhaupt weisen solche Bestrebungen weit von sich und halten sie für Phantasien, die, durch krankhafte Zustände erzeugt, ebenso schnell verschwinden werden, wie sie gekommen sind ... Der Jude fühlt sich eins mit seinem Vaterlande und geht in der Nationalität des Volkes auf, in dessen Mitte er lebt. Ob ein Kongreß der nationalen Zionisten, wie er in den Zeitungen gemeldet wird, thatsächlich hier stattfinden wird, ist in maßgebenden Kreisen noch nicht bekannt. Weder dem Münchener Rabbinat noch der hiesigen israelitischen Kultusverwaltung ist eine authentische Nachricht darüber zugegangen und beide sind mit der gesammten israelitischen Bevölkerung Münchens darin einig, dass die nationalzionistischen Bestrebungen dem Geiste des Judenthums widersprechen und mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden müssen.« Die ersehnte Normalität, ihr Aufgehen in der deutschen Nation, war für die deutschen Juden durch Herzls Ruf nach dem Bekenntnis zur Zugehörigkeit zu einem jüdischen Volk und die Gründung eines eigenen Staates gefährdet.

Herzl gab zwar den Standort auf, nicht jedoch den Plan. »In der Schweiz«, schrieb er, »werden wir ruhig und geehrt tagen können.« In der Tat wurde Basel zum neuen Tagungsort auserkoren. An Widerstand auch außerhalb der deutschen Rabbinerriege mangelte es nicht. Der britische Oberrabbiner Hermann Adler sprach von einem »ungeheuerlichen Fehler«, und der Wiener Oberrabbiner Gudemann, der Herzl beim Anzünden des Weihnachtsbaums erappte, reagierte 1897 mit einer antizionistischen Schrift, Die Grundlagen des Nationaljudentums, in der er darlegte, dass das Judentum nur noch Religion sei und ihm die Idee jüdischer Nationalität fern liege. Herzl gegenüber betonte er, es sei die Mission des Judentums, in aller Welt verstreut zu leben.

Wiener Mitstreiter

Trotz des heftigen Gegenwinds fand Herzl bei der Planung des ersten Zionistenkongresses auch in Wien eine kleine Schar von Mitstreitern. Unter seinen Wiener Freunden, die ihm beistanden, war Oskar Marmorek, der als Architekt das »Venedig in Wien« auf der Kaiserwiese baute, das im Sommer 1897 um die Attraktion des Riesenrads bereichert werden sollte. Herzl betrachtete den aus Galizien stammenden Marmorek aber vor allem als den »ersten Baumeister der jüdischen Renaissance«. Luegers Wahl zum Bürgermeister war ein entscheidender Anstoß für Oskar Marmorek und seinen Bruder, den Arzt Alexander Marmorek, an der Zukunft jüdischen Lebens in Wien zu zwei-

feltn. Wenn Hitler später schrieb, dass durch Lueger seine wohl »schwerste Wandlung überhaupt« ausgelöst wurde, so traf dies – in ganz anderem Sinne freilich – auch für einige Wiener Juden zu. Sie begannen ernsthaft an ihrer Integration zu zweifeln.

Kurz nachdem Lueger erstmals vom Gemeinderat gewählt worden war, waren die Brüder Marmorek bei Herzl zum Mittagessen eingeladen. Sie unterhielten sich über den Antisemitismus. Oskar Marmorek klagte: »Es wird immer ärger«, doch er fühlte sich durch die Weigerung des Kaisers, Luegers Wahl zu bestätigen, zunächst beruhigt. Herzl belehrte ihn: »Was soll dann kommen? Entweder man lässt die Verfassung wieder normal laufen – dann kommen die volksthümlichen Antisemiten lärmend wieder. Und verstärkt! – oder man hebt die Verfassung ganz auf. Das geschieht dann mit einem heimlichen Liebesblick an die Antisemiten ... « Oskars Bruder Alexander verstand sofort: »Es wird nichts übrigbleiben, als dass wir einen eigenen Staat angewiesen bekommen!« Herzl freute sich über so viel Einsicht und kommentierte in seinem Tagebuch: »Das ist der gescheite Bursche ... Solche Stützen brauche ich jetzt.«

Prominente Untersützung

Eine weitere Stütze war der in diesen Jahren äußerst populäre Schriftsteller Max Nordau. Nordau war – wie Herzl – in Budapest geboren. Als Sohn des Rabbiners Gabriel Südfeld wuchs er jüdisch-traditionell auf, ohne diese Traditionen zu verinnerlichen. Er wollte nicht mit den südländischen Wurzeln



Max Nordau, Arzt und Schriftsteller, gehörte zu den prominentesten Mitstreitern Theodor Herzls.

Foto: picture alliance / Imagno

»In Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es Jeder einsehen.«

Tagebucheintrag von Theodor Herzl 1897

des Judentums in Verbindung gebracht werden, sondern sah sich im nordischen Europa verankert. Programmatisch änderte er seinen Namen von Süd-feld in Nord-au. 1880 ließ er sich als Arzt in Paris nieder und begann, kulturkritische Schriften zu verfassen. Seine Conventiellen Lügen der Kulturmenschheit (1883) wurden in fünfzehn Sprachen übersetzt und lösten eine europaweit ausgetragene Kontroverse aus. Sein 1892 erschienenes Buch Entartung setzte nicht nur einen später vielfach missbrauchten Begriff in die Welt, sondern war die Grundlage heftiger Auseinandersetzungen über den Charakter der Moderne und die Gefahren des heranbrechenden neuen Jahrhunderts.

Nordau war Herzls Mann. In ihm hatte er seinen prominenten Mitstreiter gefunden. Die beiden kannten sich schon vor dem Erscheinen von Herzls Judenstaat, und als dieser erschien, verstand Nordau sofort, was Herzl bewegte. »Erst das Anwachsen des Antisemitismus weckte in mir das Bewusstsein meiner Pflichten gegenüber meinem Volke und die Initiative fiel meinem teuren Freunde Herzl zu, zu dem ich in Paris in sehr nahe Beziehungen trat. Er wies mir den Weg zur Erfüllung meiner Pflichten gegenüber meinem Volke«, schrieb Nordau in einer Rückschau auf sein Leben an seinem sechzigsten Geburtstag. Als der Zionistenkongress vom 29. bis 31. August 1897 in Basel zusammentraf, maß Herzl Nordaus Präsenz besondere Bedeutung zu. Hier stand ein in ganz Europa respektierter Schriftsteller vor den etwa zweihundert Delegierten, die zumeist aus dem Zarenreich kamen und Jiddisch sprachen. Auch wenn viele von ihnen Anwälte, Ärzte und Intellektuelle waren, blieben sie für Herzl doch Ostjuden. Mit Nordau dagegen ließ sich Staat machen. Umso enttäuschter war Herzl, als Nordau zur Eröffnung in einem hellen Anzug erschien: »Einer meiner ersten Ausführungsgedanken schon vor Monaten war es, dass man im Frack u. weisser Halsbinde zur Eröffnungssitzung kommen müsse. Das bewährte sich ausgezeichnet. Die Feiertagskleider machen die meisten Menschen steif. Aus dieser Steifheit ent-

stand sofort ein gemessener Ton – den sie in hellen Sommer- u. Reisekleidern vielleicht nicht gehabt hätten – u. ich ermangete nicht, diesen Ton noch ins Feierliche zu steigern. Nordau war am ersten Tag in der Redingote erschienen u. wollte durchaus nicht heimgehen u. den Frack nehmen. Ich zog ihn bei Seite, bat ihn, es mir zu Liebe zu thun ... Nach einer Viertelstunde kam er im Frack wieder.« Herzl wusste genau, worum es bei solchen Kleinigkeiten ging: Die in Paris, Wien und München verlassene Bewegung musste Respekt erheischen. So änderte er in letzter Minute das ursprünglich vorgesehene Tagungsort, das sich als verrauchter Bierkeller herausstellte, und mietete stattdessen das Stadtkasino. Ein würdiger Ort war – ebenso wie feste Kleidervorschriften – die Voraussetzung dafür, der Welt zu beweisen, dass es sich um eine ernstzunehmende Bewegung handelte.

Das Baseler Programm

Der Kongress verabschiedete das sogenannte Baseler Programm, dessen Kernpunkt lautet: »Der Zionismus erstrebt die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina für diejenigen Juden, die sich nicht anderswo assimilieren können oder wollen.« Die politische Umsetzung von Herzls Schrift Der Judenstaat war also von Anfang an recht vage. Herzl nahm sowohl Rücksicht auf die Interessen des osmanischen Sultans, der einem unabhängigen jüdischen Staat niemals zugestimmt hätte, wie auch auf die assimilationswilligen Juden, denen er nicht vorschreiben wollte, ihre Heimat zu verlassen. Ob das endgültige Ziel ein unabhängiger Staat oder eine autonome jüdische Region innerhalb des Osmanischen Reichs sein sollte, ließen die Kongressteilnehmer bewusst offen. Diese Formulierung erlaubte zumindest die Interpretation, dass das Ziel des Zionismus die Erlangung einer rechtlichen Grundlage war, die es erlaubte, große Flächen des Landes zu erwerben und weitgehende Autonomierechte zu erhalten.

51 Jahre nach dem ersten Zionistenkongress rief David Ben Gurion am 14. Mai 1948 in Tel Aviv den Staat Israel aus. Über ihm hing ein lebensgroßes Porträt Theodor Herzls.

Foto: picture alliance/akg



Auf jeden Fall diente sie später als Grundlage für die Zusage der britischen Regierung für eine »nationale Heimstätte für das jüdische Volk«, wie sie 1917 durch Außenminister Arthur Balfour verbrieft wurde.

Ein voller Erfolg

Herzl hat den Zionismus nicht erfunden. Seit Jahrhunderten hatten die in aller Welt verstreuten Juden dafür gebetet, in die Heimat, aus der ihre Vorfahren vertrieben wurden, zurückzukehren. Schon die biblischen Propheten haben voller Sehnsucht »von den Wassern von Babylon« zum Berg Zion in Jerusalem geblickt. Im Mittelalter haben spanische Juden die Rückkehr poetisch in Worte gefasst, und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts machte sich eine Gruppe mystisch gesinnter Juden aus Polen auf den Weg ins Heilige Land. Einzelne hatten immer wieder den Versuch gemacht, dahin aufzubrechen und zumindest in heiliger Erde bestattet zu werden. Erst im neunzehnten Jahrhundert haben einige Rabbiner, wie Zvi Hirsch Kalischer und Jehuda Alkalai, die geordnete Rückkehr auch religiös legitimiert. Sie blieben allerdings ebenso Außenseiter wie die säkularen Vorreiter des Zionismus. Der Weggefährte von Karl Marx, der Sozialist Moses Heß, war von dem italienischen Risorgimento so sehr inspiriert, dass er 1862 eine Broschüre mit dem Titel Rom und Jerusalem verfasste. Was die Italiener schafften, das konnte auch den Juden gelingen: wieder einen eigenen Staat in der alten Heimat zu errichten! Herzl war mit Heß' Schrift ebenso wenig vertraut wie mit dem 1882 im Gefolge der russischen Pogrome erschienenen Text des jüdischen Arztes aus Odessa, Leon Pinsker, der den Titel Autoemancipation trug. Sein Zionismus war aus dem Wien und Paris des Fin de Siècle geboren.

Keinem dieser Vorläufer des politischen Zionismus war es gelungen, eine schlagfertige Bewegung aufzubauen. Dieses

Privileg blieb Herzl vorbehalten, wie es der spätere Widersacher Herzls, der russische Zionist Menachem Ussischkin, in einem Brief an einen frühen Widersacher Herzls, Achad Ha'am, vor dem ersten Zionistenkongress formulierte: Herzl und seine Freunde »hoffen, aber sie haben auch einen konkreten Plan; wir hoffen, aber wir wissen nicht, was wir tun sollen«.

Der Zionistische Kongress wurde für Herzl und seine Mitstreiter ein voller Erfolg. »Fasse ich den Baseler Congress in ein Wort zusammen – das ich mich hüten werde öffentlich auszusprechen – so ist es dieses: in Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es Jeder einsehen.« Herzl hat sich um ein knappes Jahr vertan. Im Mai 1948 rief David Ben Gurion in Tel Aviv den Staat Israel aus. Über ihm hing ein überlebensgroßes Porträt Theodor Herzls.

Der Beitrag entstammt dem Buch »Israel – Traum und Wirklichkeit des jüdischen Staates«, Verlag C.H. Beck, München 2016



Der Historiker Michael Brenner ist Inhaber des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Universität München und Direktor des Center for Israel Studies an der American University in Washington, DC. Er wurde 2013 zum Internationalen Präsidenten des Leo Baeck Instituts gewählt und erhielt 2014 das Bundesverdienstkreuz.

Foto: Jeff Watts



Dem Illustrator Amit Shimoni aus Tel Aviv ist mit der Bilderserie »Hipstory« ein Coup gelungen. Seine Porträts zeigen weltbekannte Persönlichkeiten erfrischend unkonventionell. Sie wurden in internationalen Medien veröffentlicht. Lehrer verwenden sie auch gerne im Geschichtsunterricht.

Hipstory – So cool hat man Politiker noch nie gesehen

Angela Merkel in schwarz-weißen Szene-Klamotten mit hellblonden Haaren und dunkelrotem Lippenstift, Vladimir Putin mit stylischem »Rap Industry Standard«-Bart, Goldkettchen und Hunde-Tattoo, Donald Trump mit halbrasiertem Skrillex-Haarschnitt, flamingo-gemustertem Florida-Shirt und goldenem Nasenring – das ist doch mal eine modische Alternative zu Hosenzug, Brioni und langer roter Krawatte. Der israelische Künstler Amit Shimoni hat Politiker und Persönlichkeiten der Zeitgeschichte im Comic-Stil als Hipster des 21. Jahrhunderts porträtiert. Das coole Outfit steht ihnen ausgezeichnet und macht sie zu schrägen, aber durchaus sympathischen Zeitgenossen.

Hipstory nennt sich die Bilderserie von Amit Shimoni, die in den Medien weltweit Aufmerksamkeit erregt hat, erst kürzlich auch in Deutschland. Barack Obama, Queen Elizabeth, Margret Thatcher, Mahatmi Gandhi, Nelson Mandela, Albert Einstein, Lady Diana und viele andere Prominente aus Geschichte und Gegenwart erscheinen darin als hippe Szene-Typen. In Israel sind die Porträts inzwischen Kult und in vielfacher Form als Poster, Postkarten, Handyhüllen, Untersetzer und Schlüsselanhänger erhältlich.

Bohèmiens der modernen Großstadt

Hipster nennt man Menschen mit ausgeprägt individuellem Lebensstil, die in Metropolen wie New York, Paris, Mailand und Berlin anzutreffen sind. Sie geben sich viel Mühe bei der Zusammenstellung ihrer Garderobe und tragen ausgefallene Frisuren, Bärte, Piercings und Tattoos. Es geht jedoch nicht nur um Äußerlichkeiten. Hipster gelten als gebildet und kreativ, sie arbeiten häufig in anspruchsvollen Berufen und bestimmen die neuesten Trends in Musik, Literatur und Kunst. In all dem drückt sich der Wunsch nach Identität und Individualität aus, womit man sich vom »Mainstream« abheben will.



Amit Shimoni (rechts) und Mitarbeiter Omri Simon im Studio des Illustrators in Tel Aviv.

Hipster sind die Bohèmiens der modernen Großstadt und damit so ziemlich das Gegenteil von Politikern: Denn diese müssen den Massengeschmack treffen, wenn sie seriös erscheinen und bei Wahlen erfolgreich sein wollen. Aus diesem Kontrast ergibt sich der verblüffende Verfremdungseffekt von Amit Shimonis Illustrationen. Normalerweise wird das öffentliche Bild von Politikern durch Pressefotos, TV-Bilder und Wahlplakate geprägt. Verfremdete Darstellungen sind bisher nur in Form von politischen Karikaturen üblich. Aber um Kritik geht es Amit Shimoni nicht. »Ich will die Art und Weise, wie wir uns selbst und unsere Leitfiguren sehen, nicht kritisieren, sondern neu beleuchten,« sagt er. Er möchte die junge Generation anregen, sich nicht nur mit sich selbst zu beschäftigen, sondern auch mit einflussreichen historischen und zeitgenössischen Persönlichkeiten. Dass dies funktioniert, haben ihm viele Geschichtslehrer bestätigt, die mit den Illustrationen den Unterricht auflockern.

Shimonis erster Hipster war Theodor Herzl

Auf die Idee zu der Bilderserie ist Amit Shimoni bei der Abschlussarbeit seines Studiums an der Be'zalel Academy of Arts and Design in Jerusalem gekommen. Aufgabe war es, »Kommunikation zwischen Kunst und seinen Betrachtern« zu erzeugen. Er nahm sich vor, eine Beziehung zwischen historischen Persönlichkeiten aus Israel und der heutigen Generation zu schaffen. Als er nach Fotos des legendären Visionärs Theodor Herzl suchte, jedoch nur wenige triste Schwarz-Weiß-Bilder fand, entstand die Idee, ihn zu »hipsterisieren« und als attraktive Figur der Gegenwart darzustellen. Nach und nach kamen mit David Ben-Gurion, Chaim Weizman, Golda Meir, Moshe Dajan, Yitzhak Rabin und Ariel Sharon weitere wichtige Persönlichkeiten der israelischen Geschichte hinzu. Anschließend hat der Künstler die Hipstory-Serie auf prominente Vertreter anderer Bereiche und Länder ausgedehnt und damit ungeahnte Resonanz erzielt. Inzwischen sind seine Illustrationen weltweit bei Ausstellungen und auf Titelseiten von Zeitschriften zu sehen – so auch auf diesem DIG Magazin.

Jürgen Sterzenbach

Hipstory im Internet: www.shimoni-illustration.com

Israel und die 7

Von jeher nahm die Sieben im Judentum eine wichtige Rolle ein – mehr als jede andere Zahl. Sie tauchte erstmals in der Schöpfungsgeschichte auf. In der jüngeren Geschichte waren die Jahre 1897, 1917, 1947 und 1967 für den Staat Israel bedeutsam. 2017, nach jüdischem Kalender 5777 (5778), ist ein weiteres Jahr mit der Endziffer 7: Für Israel und die DIG sind damit eine Reihe von Jubiläen und Gedenktagen verbunden.

Nach jüdischem Kalender wurde Adam am ersten Tag des 7. Monats, nach hebräischem Kalender »Tischri«, geschaffen. Die Arbeiten an der Welt wurden nach sechs Tagen eingestellt. Am 7. Tag ruhte G'tt (Exodus 2,2). Und so sollte es bleiben. Die Woche hat 7 Tage, der 7. Tag ist Ruhetag.

1897

Sehr späte Nachfahren der 7 Kultdiener Israels Abraham, Isaak, Jakob, Moses, Aaron, Josef und David trafen sich zum ersten Zionistenkongress (Zion ist einer der 7 Hügel Jerusalems) vom 29. bis 31. August 1897 in Basel. Nachdem die »Israelitische Cultusgemeinde München« die Versammlung in ihrer Stadt verhindert hatte, kamen am Rhein 196 Delegierte unter der Präsidentschaft von Theodor Herzl zusammen. Der Journalist aus Wien hatte zwei Jahr zuvor mit seiner Visionsschrift »Der Judenstaat« nicht nur die Juden wachgerüttelt. Die Schrift gab die Blaupause für die Lösung des selbst in zivilisierten Ländern Europas erschreckenden Antisemitismus. Er machte aus dem Sehnsuchtszionismus den politischen Zionismus. Die Utopie wurde konkretisiert: Als Symbol des zu gründenden Staates war die Menora, der 7armige Leuchter vorgesehen. Die Staatsflagge sollte in Weiß 7 goldene Sterne, den Arbeitstag zu 7 Stunden charakterisierend, tragen. »Heute habe ich den Judenstaat geschaffen«, so Herzl nach diesem 1. Kongress, dem bis 1946 noch weitere 21 folgten. Mit »Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen«, legte er 1902 in dem Roman »Altneuland« noch einmal sehr pragmatisch nach. Aus dem Märchen sollte in weniger als 50 Jahren – wie ange-

kündigt – Realität werden. Das »Es war einmal ...« begann vor 120 Jahren, so wird 2017 ein runder Geburtstag begangen.

1917

Vor 100 Jahren erklärte sich Großbritannien in der Balfour-Deklaration vom 2. November 1917 einverstanden mit dem 1897 festgelegten Ziel des Zionismus, in Palästina eine »nationale Heimstätte« des jüdischen Volkes zu errichten. Dabei sollten die Rechte bestehender nicht-jüdischer Gemeinschaften gewahrt bleiben. Palästina befand sich zum damaligen Zeitpunkt noch im Machtbereich der Osmanen. Die damalige britische Regierung unter Lloyd George versprach sich von der Zusage an die zionistische Bewegung Vorteile in der Mobilisierung des Krieges und auch langfristige strategische Vorteile. Die Eroberung Palästinas durch britische Truppen hatte eingesetzt, und sollte bis Dezember 1917 faktisch beendet werden. Die britische Balfour-Deklaration erfolgte in Form eines Briefes des Britischen Außenministers, Lord Balfour, gerichtet an Baron Rothschild, einen führenden britischen Zionisten, mit der Bitte um Kenntnissgabe an die zionistische Weltorganisation. Eine wichtige Garantieerklärung an den Zionismus mit der Einschränkung, dass »wohlverstanden nichts geschehen soll, was die bürgerlichen und religiösen Rechte der bestehenden nicht-jüdischen Gemeinschaften in Palästina oder die Rechte und den politischen Status der Juden in anderen Ländern in Frage stellen könnte«. Der Wille der Briten eröffnete erstmals die Chance zur Heimkehr der Juden in ihr Land seit der Tempelzerstörung im Jahr

70. Eine Großmacht, und zwar die mit der besonderen Beziehung zur Bibel, war für die Idee gewonnen; später von den USA, Frankreich, Italien und Japan unterstützt. Das zionistische Projekt ging voran, wenn auch nicht mit Siebenmeilenstiefeln. Es ist der 100. Jahrestag dieser weitreichenden Erklärung.

1947

Für viele Zeitgenossen ist der Nahe Osten ein Buch mit 7 Siegeln. So fehlt häufig die Kenntnis über die Ereignisse des Jahres 1947. An seinem 29. November verabschiedete die UN-Vollversammlung – nachdem mehrere Teilungsvorschläge zuvor von arabischer Seite zurückgewiesen worden waren – auf Antrag des Vereinigten Königreiches mit 33 Ja- und 13 Nein-Stimmen sowie 10 Enthaltungen (so gering war die damalige Mitgliederzahl!) die Resolution 181 (II) zur Teilung des unter britischem Mandat stehenden Rest Palästinas. Dabei handelte es sich um den östlichen Teil des Ursprungsgebiets. Transjordanien war bereits 1922 herausgelöst, ebenso die Golan-Höhen, die 1923 Syrien zugeschlagen worden waren. Unter den Unterstützern befanden sich die Gegner im späteren Kalten Krieg einschließlich der Sowjetunion. Unter den Enthaltungen waren China und die Mandatsmacht. Die völkerrechtlich wirksame Resolution sollte den Konflikt zwischen arabischen und jüdischen Bewohnern des Gebietes lösen. Die Resolution beinhaltete die Beendigung des britischen Mandats bis spätestens 1. August 1948 und sah vor, Palästina in einen Staat für Juden und einen für Araber aufzuteilen, wobei Jerusalem (einschließlich Bethlehems) als Corpus separatum unter internatio-

Der siebenarmige Leuchter ist eines der wichtigsten Symbole des Judentums. Die Menora vor der Knesset in Jerusalem wurde von dem Dortmunder Bildhauer Benno Elkan (1877–1960) geschaffen, der in der Nazizeit nach England emigrierte. Die Briten übergaben die fünf Meter hohe Skulptur 1956 dem noch jungen Staat Israel als »Geschenk des ältesten an das jüngste Parlament«.

Foto: Claus Hampel, ullstein bild



nale Kontrolle gestellt werden sollte. Die beiden neuen Staaten sollte eine Wirtschaftsunion verbinden und sie sollten demokratische Verfassungen erhalten. Die Einwohner Palästinas wurden aufgefordert, die zur Verwirklichung des Planes notwendigen Schritte zu unternehmen. Mehrere Faktoren verhinderten, dass dieser Teilungsplan zu einer friedlichen und demokratischen Lösung für Palästina führen konnte. Dazu gehören einerseits die Interessen der Großmächte, andererseits die Weigerung der arabischen Staaten, eine Teilung Palästinas zu akzeptieren, weil sie diese als illegal ansahen und stattdessen die Unabhängigkeit Gesamtpalästinas als arabischen Staat forderten. Der Jahrestag der UN-Resolution 181 (II) jährt sich zum 70. Mal.

1967

Aus diesem ungelösten Konflikt entstand im Juni 1967 der Sechstagekrieg. Israel hatte sich in einem aufgezwungenen Krieg zu verteidigen gegen Ägypten, Jordanien, Syrien und einige arabische Unterstützer. Aus ihm ging Israel eindeutig als militärischer Sieger durch immensen Gebietszuwachs hervor. David war durch diesen Waffengang gegen eine mehr als doppelte Übermacht an Soldaten, Panzern und Flugzeugen zum Goliath geworden und verlor weitgehend die Sympathien der Welt. Jerusalem war wieder vereint. Sein visionärer Bürgermeister war Teddy Kollek, der im Jahr 2007 verstarb. Die religiösen Stätten aller Konfessionen waren nun für jedermann frei zugänglich. Juden konnten wieder zur Klagemauer und zu den Gräbern in Hebron. Im Umfeld freundlicher Nachbarn spielen Grenzen keine große Rolle.

Doch immer noch von Feinden umgeben, hatte der junge Staat nunmehr besser zu verteidigende Grenzlinien. Der Krieg hatte am Ende des jüdischen Festes Lag baOmer (49, also 7 mal 7 Tage zwischen Pessach und Schawuot) begonnen. 1967 wurde auch als ein Zeichen angesehen: Nach 6 Tagen Schlacht an drei Fronten schwiegen die Waffen am 7. Tag. 2500 Verletzte und mehr als 700 Tote waren auf israelischer und mehr als 30 000 Tote und Verwundete auf gesamtarabischer Seite zu beklagen. In Israel wurde dieser Sieg wie eine zweite Staatsgründung wahrgenommen. Schien doch jetzt alles Trennende überwunden zu sein. Ashkenasim, Sephardim, Mizrachim, Religiöse, Säkulare, Rechte, Linke. Sie waren alle in einer Nation vereint – für den Moment. Israel im 7. Himmel! Insofern waren die 6 Tage im Juni 1967 von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den jungen Staat. Das war vor 50 Jahren. Doch es gilt noch Vieles zu tun. In der Welt wie im Land der Nationalhymne mit der Hatikwa – die Hoffnung.

2017

Die Protestanten begehen 2017 den 500. Jahrestag des Wittenberger Thesenanschlags durch Martin Luther. Die Entfernung der »Judensau« an Luthers Wirkungsstätte, der Stadtkirche von Wittenberg, wäre dazu mehr als ein symbolischer Akt. Nicht nur die Juden gedenken in Trauer an Luther und seine Schriften. War er es doch, der den Nationalsozialisten durch seine Schriften auch als Referenz für deren Vernichtungspolitik an den Juden herangezogen wurde.

Heribert Schmitz
DIG Nürnberg-Mittelfranken

Seit 1967 offizielle Wirtschaftsbeziehungen – eine Erfolgsstory

Einen oft unterschätzten Aspekt der deutsch-israelischen Beziehungen beleuchtet die Wanderausstellung »Made in Germany« der Deutsch-Israelischen Wirtschaftsvereinigung (DIW), die im November 2016 im Düsseldorfer Landtag gezeigt wurde. Auszüge aus der Rede von DIW-Präsidentin Hildegard Müller bei der Ausstellungseröffnung.



Grisha Alroi-Arloser führte die Gäste durch die Ausstellung.

Fotos: Jürgen Sterzenbach

Für deutsche Firmen war Israel nie ein Markt wie alle anderen: zu schwer lag der Schatten der Schoah über dem Land, als dass in Israel »einfache« Geschäftsbeziehungen nach reinem betriebswirtschaftlichem Kalkül hätten aufgebaut werden können. Umso mehr zeugt der heutige Erfolg deutscher Produkte im israelischen Markt von der erstaunlichen Wegstrecke, die die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Israel zurückgelegt haben.

Institutionalisiert am 18. April 1967

Begonnen wurden sie von Visionären, die sich jedoch in ihren kühnsten Träumen den unglaublichen Erfolg dieser schwierigen Beziehungen nicht hätten vorstellen können. Auf deutscher Seite waren dies Walter Hesselbach, Chef der Bank für Gemeinwirtschaft, ein Überlebender von Dachau, und Franz Etzel, Bundesfinanzminister unter Konrad Adenauer. Am 18. April 1967 wurde in Tel Aviv die Israelisch-Deutsche Handelskammer

gegründet. Es war »die erste Körperschaft innerhalb des israelischen Volkes, die die Förderung der Beziehungen mit dem neuen Deutschland auf ihre Fahne schrieb« sagte ihr Gründer K. Moosberg. Ihr Gegenstück auf deutscher Seite war die Deutsche Gesellschaft zur Förderung der Wirtschaftsbeziehungen mit Israel e.V., die heutige Deutsch-Israelische Wirtschaftsvereinigung (DIW), deren Gründung am selben Tag in Frankfurt erfolgte. In beiden Organisationen waren hochrangige Unternehmer und Politiker beteiligt.

Nach wie vor geht es um die damals gesteckten Ziele: den Markteinstieg für Israelis in Deutschland erleichtern, vor allem kleinen und mittleren deutschen Unternehmen den Weg nach Israel ebnen und die Handelsbilanz verbessern. Und doch ist nichts mehr, wie es damals war: Israel, seit 2010 Mitglied der OECD und somit endgültig zu den wirtschaftlich erfolgreichen und fortschrittlichen Staaten gehörig, ist Mitglied des

europäischen Forschungsnetzwerks EUREKA, unterhält über dreißig Freihandelsabkommen, darunter auch mit der EU und NAFTA, und ist ein gleichwertiger Wirtschaftspartner Deutschlands, der sich fast unbemerkt zu einem Wirtschaftswunderland gemauert hat, das seinesgleichen sucht.

Entwicklung zu einer echten Interessengemeinschaft

Die Bundesrepublik Deutschland war von Anbeginn Pate dieser erstaunlichen Entwicklung und hat bis heute ihre Rolle als bedeutendster Wirtschafts- und Handelspartner in Europa und der drittgrößte neben den USA und China nie verloren; während dies jedoch bis in die späten 80er Jahre oft aus politischer Verantwortung und aufgrund der »besonderen« Beziehungen zwischen beiden Staaten und Völkern geschehen sein mag, so ist die Beziehung seit gut 25 Jahren vor allem auf eins begründet: Interessengemeinschaft.



Die Ausstellungsmacher: Wolfgang Wende, Vorsitzender der DIG Düsseldorf, Carina Gödecke, Präsidentin des Landtags NRW, Hildegard Müller, Präsidentin der Deutsch-Israelischen Wirtschaftsvereinigung (DIW) und Grisha Alroi-Arloser, Geschäftsführer der Deutsch-Israelischen Industrie- und Handelskammer, Tel Aviv.

In Israel sind deutsche Produkte, Waren und Maschinen mittlerweile sehr beliebt, eine Entwicklung, der sich die Ausstellung widmet. Seit über 50 Jahren legt das bilaterale Handelsvolumen um jährlich 9 Prozent zu. 9,8 Prozent sämtlicher Einfuhren nach Israel stammen aus Deutschland, womit der Handel mit Israel abertausende deutsche Arbeitsplätze sichert.

Silicon-Wadi für internationale Technologiekonzerne

Doch ist Israel nicht allein als Absatzmarkt für deutsche Erzeugnisse interessant. Es hat sich zum Mekka für technologiehungrige Weltkonzerne entwickelt und wird in der Szene gern als Silicon-Wadi bezeichnet. Mit dem weltweit höchsten Anteil am BIP (4,3 %) für Ausgaben für zivile Forschung und Entwicklung, dem größten Risikokapitalaufkommen pro Kopf, namhaften Forschungseinrichtungen, beispielhaften Technologietransferorganisationen und einem kaum fassbaren Innovationswillen und Unternehmergeist avancierte Israel seit Mitte der 70er Jahre zum Forschungs-, Entwicklungs- und Produktionsstandort für Motorola, Intel, Microsoft, IBM, General Electric, HP, Cisco, Sun, Apple, Google, und Facebook, um nur einige zu nennen.

Forschungsstandort für bedeutende Unternehmen

Seit Mitte der 90er Jahre haben auch deutsche Konzerne den Forschungsstandort Israel entdeckt: SAP, die

Deutsche Telekom, Axel Springer, Merck, B. Braun, Bosch, die Software AG, Bayer, Siemens, Böhlinger Ingelheim, RWE, Pro7/SAT1, die Münchener Rückversicherung und viele weitere haben Kooperationsverträge mit dem israelischen Wirtschaftsministerium unterzeichnet, beschäftigen Technologiescouts in Israel und werden in den Biowissenschaften, der Nanotechnologie, der Medizin-, Energie- und Sicherheitstechnik fündig. Diese Forschungsk Kooperationen vergrößern die Produkttiefe deutscher Anbieter, garantieren Innovationsvorsprung und Beschäftigung.

Auch die Ansiedlung israelischer Technologieunternehmen in Deutschland geschieht oft abseits der öffentlichen Wahrnehmung. Das Gegenstück der deutschen IHK in Tel Aviv, die Israelisch-Deutsche Industrie- und Handelskammer, hat in den vergangenen fünf Jahren ein gutes Dutzend israelischer Unternehmen an die Bundesgesellschaft für Außenwirtschaft und Standortmarketing vermittelt. Diese hatten sich an die Kammer gewandt, weil sie entweder näher an ihren deutschen und europäischen Kunden, Lieferanten und Partnern sein wollten oder weil sie sich von einer Ansiedlung in Deutschland Möglichkeiten versprochen, Märkte zu erreichen, die ihnen als Israelis sonst verschlossen blieben. Unternehmen aus den Bereichen Medizintechnik, Zivilschutz, Energieeffizienz, Recycling und Kommunikation haben sich so für Deutschland als Standort für die Zentrale ihrer europäischen Geschäftsaktivitäten entschieden.

Gemeinsame Werte verbinden

Auch an israelischen Forschungseinrichtungen arbeiten israelische Wissenschaftler mit Kollegen von deutschen Universitäten, Einrichtungen der Fraunhofer Gesellschaft, der Max Planck Gesellschaft und anderer Träger seit Jahren eng und überaus erfolgreich zusammen. Beide Länder profitieren gleichermaßen von der wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Beide Länder sind rohstoffarm und ideenreich. Beide müssen auf die Ressource Mensch setzen, auf Qualität und Innovation. In diesen Sphären wird der Größenunterschied unerheblich. Was zählt, sind gegenseitiges Vertrauen in die Exzellenz des Anderen, die Gemeinsamkeit der Werte und die Vereinbarkeit der Kulturen. Israel ist das einzige Land der Welt außer Deutschland, in dem es eine Heinrich-Heine-, eine Albert-Einstein-, eine Sigmund-Freud- und eine Janusz-Korczak-Straße gibt.



Die Ausstellung »Made in Germany« ist ein interessanter, aufschlussreicher, inspirierender Ausflug in die Deutsch-Israelische Geschichte. Das Beste, was Deutsche für die gemeinsame Zukunft unternehmen können, ist Israel zu besuchen, Land und Leute, Geschäft, Kultur und Geschäftskultur kennen- und über den Erfindungsgeist, die Lebensfreude, die Aufgeschlossenheit und die Multikulturalität des Landes staunen zu lernen.

Hildegard Müller

Zurück an die Spitze

Das erste Kammerorchester Israels, das Israel Chamber Orchestra (ICO), wurde 1965 von Gary Bertini gegründet und zehn Jahre lang geleitet. 2015 übernahm mit Ariel Zuckermann, einer der gefragtsten Dirigenten der jüngeren Generation, die musikalische Leitung. Exzellente Musiker und ein kompetentes Management bilden heute das »Winning Team«. Das traditionsreiche Orchester gehört zu den renommiertesten Orchestern Israels.



International erfahrener Dirigent der jüngeren Generation: Ariel Zuckermann

Ariel Zuckermann wurde 1973 in Tel Aviv geboren. Im Alter von fünf Jahren kam der kleine Ariel vom Kindergarten nach Hause und da stand es, das erste Klavier. Sein zwei Jahre älterer Bruder und er probierten sich daran aus, einige Tage später stand der russische Klavierlehrer vor der Haustür. Einige Jahre später entschied er sich für ein anderes Instrument, für die Querflöte. Der Wechsel war ebenfalls nicht geplant.

»Mein Bruder und ich studierten am Conservatorium in Tel Aviv. Rein zufällig erzählte uns dort jemand, dass für das Residenz-Orchester weitere Blasinstrumente benötigt würden, eine Querflöte und eine Klarinette. Mein Bruder entschied sich für die Klarinette, ich mich für die Flöte.« So begann Ariel Zuckermann seine Musikerkarriere als Flötist und gewann schon bald bedeutende internationale und nationale Wettbewerbe. Doch damit nicht genug. Es folgte eine zweite Karriere als Dirigent. Zuckermann absolvierte an der Königlichen Musikhochschule in Stockholm sein Dirigierstudium bei Jorma Panula. Im Mai 2004 legte er bei Bruno Weil an der Musikhochschule München sein Diplom ab, um bereits wenig später zum Chefdirigenten des traditionsreichen Georgischen Kammerorchesters Ingolstadt gewählt zu werden: Im Januar 2007 übernahm er offiziell diese Position. Im gleichen Jahr gab Ariel Zuckermann ein gefeiertes Debüt in der Philharmonie Berlin mit dem Deutschen Symphonie-Orchester Berlin. In Spanien errang er im Januar 2009 einen hervorragenden Ruf durch eine Tournee mit dem Orquesta Sinfónica de Euskadi. Weitere Dirigate bei renommierten Orchestern in Europa und Asien folgten. Derzeit sind Berlin, München und Tel Aviv die wichtigsten Stationen in seinem Leben.

Einzigartige Konzerterlebnisse

Neue musikalische Wege zu beschreiten, sich als Musiker und Orchester auszuprobieren, gehört für das ICO ebenso dazu, wie das Publikum aktiv in ein Konzert einzubeziehen. Dabei reicht das Repertoire von Barock und zeitgenössischer Musik über Jazz bis hin zu Populärmusik. Auf dem aktuellen Spielplan stehen die »Johannes Passion«, Mozarts »The Impresario« und Johann

Sebastian Bachs »Mass in B-minor« ebenso wie »Zyklische Tango Nächte«, »Baroque Parties« und »Wonder Woman« mit dem schwedischen Multitalent, der Posaunistin, Sängerin und Tänzerin Gunhild Carling. Beim »Audience Choice Programm« wählt das Publikum das Orchesterprogramm im Losverfahren am jeweiligen Konzertabend aus. Darüber hinaus dürfen einige Gäste das Konzert, auf der Bühne neben den Musikern im Orchester sitzend, live miterleben. Frenetischer Applaus und Glücksgefühle bei Musikern und Publikum gleichermaßen sind stets die Folge. Dem Israel Chamber Orchestra ist es ein wichtiges Ansinnen, das Publikum der Zukunft bereits in der Gegenwart für klassische Musik heranzuführen und es dafür zu begeistern. Regelmäßige Familienkonzerte spielen eine zentrale Rolle. Musikalische Märchenreisen in ferne Welten, mit »Pinocchio« und dem »Rattenfänger von Hameln«, fördern nicht nur die Fantasie von Kindern, sondern vermitteln auf spielerische Art und Weise das Klangspektrum der einzelnen Instrumente.

Neue Zielgruppen für klassische Musik

Das Israel Chamber Orchestra ist stets auf der Suche nach neuen, außergewöhnlichen Spielorten, an denen niemand klassische Musik erwarten würde. So trat es im Herbst 2016 im angesagten Teder Club in Tel Aviv auf, der sonst eher der Subkultur und Auftritten von Rock- oder Jazz-Gruppen vorbehalten ist. Das Orchester gestaltete zusammen mit einem arabischen Folklore-Ensemble einen Fairuz-Abend und spielte gemeinsam mit einer New-Age-Elektronik-Band. Auch ein Konzert mit Songs des Filmmusik-Komponisten Ennio Morricone und Ausschnitten aus den dazu gehörigen Western-Filmen fesselte die Besucher. Aufgrund des großen Erfolges sind 2017 weitere Auftritte im Teder Club geplant. Darüber hinaus bringt das Israel Chamber Orchestra klassische Musik zu Menschen, die fernab der israelischen Kulturmetropolen leben. Mehrmals im Jahr reist das gesamte Orchester in den Norden oder Süden des Landes, wo es in Musikzentren und Kibbuzim auftritt. Besonders beeindruckend ist das Engagement des Orchesters



Das Israel Chamber Orchestra geht neue Wege.

Fotos: Felix Broede

für gehörlose und hörgeschädigte Kinder. Gemeinsam mit der Organisation »Healing Music« hat es ein Konzertprogramm entwickelt, mittels dem die Kinder erfahren, wie Klänge in visuelle und sensorische Wahrnehmungen transformiert werden. Dies geschieht mit Hilfe von Wasser, Sand und Licht.

Unter neuer Leitung

Hinter dem zweitältesten Orchester Israels liegt eine schwierige Zeit. Ähnlich wie in Deutschland leiden auch Israels Orchester an der zunehmenden Unterfinanzierung. Der Konkurrenzkampf um staatliche Fördermittel nimmt zu, während die Mittel sukzessive gekürzt werden. Das neue Führungsteam um Ariel Zuckermann als künstlerischem Direktor und der Geschäftsführerin Rinat Avisar hat innerhalb kürzester Zeit bewiesen, dass das Orchester jetzt auf dem richtigen Weg ist. Die Besucherzahlen steigen kontinuierlich. Bis zum Jahresende sind zwei Auslandstourneen geplant, regelmäßige Engagements in Europa, vor allem in Deutschland, sind das Ziel. Zugleich werden Webseite und soziale Medien auf die weitere Internationalisierung vorbereitet, sodass Konzertbesucher im In- und Ausland schon bald problemlos Karten im Internet kaufen können.

Ein Faible für Hamburg

Die Geschäftsführerin Rinat Avisar, Mutter von vier Kindern, Musikerin und Managerin, schwärmt noch heute von ihrem vor mehr als 10 Jahren beim NDR Orchester absolvierten Praktikum als Kontrabassistin. Christoph Eschenbach war seinerzeit Chefdirigent. Auch die Flötistin Christiane Yehudi-Peterseim besucht regelmäßig Freunde in Hamburg. Sie ist stolz darauf, im Israel

Chamber Orchestra zu spielen. Trotz der finanziellen Durststrecke, die jeder Musiker durch einen persönlichen Beitrag mitgetragen hat, hat sie nie daran gedacht, das traditionsreiche Orchester zu verlassen. Sie alle eint ihre Liebe zur Musik und zu »ihrem« Israel Chamber Orchestra. Und noch etwas: Ariel Zuckermann, Rinat Avisar und Christiane Yehudi-Peterseim sind ehemalige Schüler von Prof. Moshe Epstein, der früher Mitglied der DIG Hamburg war. Epstein ist ein international erfolgreicher Flötist und war über viele Jahre Dekan der Jerusalem Academy of Music and Dance und an der Hochschule für Musik und Theater in Hamburg. Heute lebt er mit seiner Frau in Tel Aviv und ist Dekan der Musikabteilung am dortigen Lewinsky College. Regelmäßige Jurysitzungen bei einer Hamburger Stiftung führen ihn mindestens einmal pro Jahr in seine Lieblingsstadt Hamburg.

Heike Anna Grunewald
DIG Hamburg

Ermäßigte Konzertkarten für DIG Mitglieder

DIG-Mitglieder und DIG-Reisegruppen erhalten Konzertkarten des ICO zum Preis von NIS 120,00 (regulär NIS 185,00).

Schriftliche Reservierungen:
avi@ico.co.il (auf Englisch mit Angabe »CODE 333« per E-Mail an Avi Wiseman senden)
Konzertprogramm und weitere Infos:
www.ico.co.il und hg@grunewald-international-consulting.org

Brückenbauer zwischen Berlin und Jerusalem

Er war eine Ausnahmepersönlichkeit seiner Zeit und seiner Kirche: Pastor Heinrich Grüber (1891–1975), evangelischer Theologe und mutiger Gegner des Nationalsozialismus. Mit seinem 1938 errichteten »Büro Pfarrer Grüber«, wie die Gestapo es nannte, gelang es ihm und seinen Mitarbeitern, mehr als 1100 zum Christentum konvertierte Juden, deren Ehegatten und Kinder vor dem Zugriff der Nazis zu retten und ihnen die Auswanderung zu ermöglichen. Seinen Einsatz bezahlte Grüber mit KZ-Aufenthalt und schweren Folterungen. Die israelische Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem ehrte Grübers Rettungsaktionen mit der Anerkennung als »Gerechter unter den Völkern«. In der Nachkriegszeit setzte er sich als einer der ersten für die christlich-jüdische Verständigung ein und gehörte zu den Mitbegründern der Deutsch-Israelischen Gesellschaft.



Wenn wir uns heute der Person Heinrich Grüber zuwenden, dann verbindet sich der Rückblick mit der Auszeichnung Grübers durch den Staat Israel. 1964 wurde ihm die Ehrung »Gerechter unter den Völkern« zuteil, die er 1967 im Rahmen einer feierlichen Zeremonie in Yad Vashem persönlich entgegennahm. Der Blick fällt auf einen Menschen, der eine Brücke zwischen Berlin und Jerusalem zu einer Zeit geschlagen hat, als dies den Einsatz des eigenen Lebens bedeutete. Er gehört zu den Menschen, die sich aus ihrer Zeit abheben und doch ganz und gar in die Gesellschaft ihrer Zeit hineingehören.

Inspiziert von Albert Schweitzer

Das ausgehende Kaiserreich – die Zeit in der er aufwuchs – setzte Wertungen, die uns heute fremd anmuten. Die Deutschlandfrage wurde im Sinne der Autori-

tät, die der Kaiser und die Monarchie darstellten, gedeutet und beantwortet. Dennoch ist sein Denken nicht ausschließlich davon geprägt. Seine Erziehung war christlich bestimmt in einem liberalen Kontext. Stolberg, der Ort seiner Herkunft, war wesentlich katholisch geprägt, gab aber auch ihm als evangelischem Christen die Möglichkeit, sich zu entfalten. Das Vorbild Jesu, das Motiv der Barmherzigkeit und die Vision des Friedens bewegten ihn von Anfang an. Früh wandte er sich der Persönlichkeit und den Ideen Albert Schweitzers zu. Am Ende seines Lebens kam es 1965 zu einer persönlichen Begegnung in Lambarene, wo er Schweitzer an dessen 90. Geburtstag besuchte. Das ist einer der großen Bögen, die sich in seinem Leben abzeichneten.

Heinrich Grüber wählte den Weg ins kirchliche Amt und war von 1934 bis

1945 Pfarrer einer kleinen Gemeinde in Kaulsdorf bei Berlin. Im Oktober 1933 hatte Pfarrer Martin Niemöller in Dahlem als Ausdruck des Protests gegen die NS-Kirchenpolitik den Pfarrernotbund geschaffen, aus dem 1934 die oppositionelle Bekennende Kirche hervorging. Heinrich Grüber übernahm schon bald eine führende Rolle und sammelte seine Gemeinde um das Bekenntnis. Zu dieser Entscheidung, die politische Konsequenzen hatte, brauchte man viel Mut. Der Staat wandte sich offen gegen das Judentum und erließ die verheerendsten antijüdischen Gesetze. Sie reichten bis in die innerste Struktur der Kirche hinein. Die »Rassengesetze« griffen auch auf Pfarrer über, die eine jüdische Herkunft hatten. Der prinzipielle Charakter der Taufe hatte seine Bedeutung verloren.

Büro Pfarrer Grüber

Mit der Gründung des »Büros Pfarrer Grüber« 1938 in Berlin Mitte rief er eine der wenigen großen Hilfsaktionen der Kirche ins Leben. Es gab auch Retter und »stille Helfer«, die im Verborgenen wirkten. Das Besondere an diesem »Büro« aber war, dass es allgemein bekannt war und auf diese Weise zur Hilfsbereitschaft auch anderer anregen sollte. Es war also möglich, Menschen vor dem sicheren Tod zu bewahren – das war Grübers Botschaft. Doch mit Ausbruch des Krieges und der Verschärfung der politischen Lage in Deutschland wurde Grüber die Arbeit aus den Händen gerissen und er bezahlte seinen segensreichen Dienst mit einer zweieinhalbjährigen KZ-Haft. Auch hier, inmitten von Leid, Not und Tod, gab er nicht auf und diente dem Herrn, in dessen Hände er sein Leben gelegt hatte.

Zu den bemerkenswerten Ereignissen der Nachkriegszeit gehörte der Eichmann-Prozess in Jerusalem im Jahr 1961. Grüber wurde gebeten, in den Stand des Zeugen der Anklage zu treten. Von seinem Auftreten an diesem Ort und in dieser Stadt in einer Zeit, als es noch keine diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern gab, ging ein

leuchtendes Zeichen nicht nur nach Deutschland hin aus, es bewegte vor allem die Menschen in Israel und nahm Einfluss auf die weitere Entwicklung der deutsch-israelischen Zusammenarbeit.

Ein Wald für Israel

Mit Martin Buber verband ihn eine enge Freundschaft, er lud ihn nach diesem überaus bewegenden Moment zu sich ein. Auf dem Kirchentag, der nach seiner Rückkehr nach Deutschland in Berlin stattfand, berichtete er der evangelischen Jugend nicht nur aus Jerusalem und der erschreckenden Begegnung mit Eichmann, er fand auch einen Weg, seine Solidarität mit dem jungen und im Aufbau befindlichen Staat Israel zu bekunden. Der Baum – Symbol für das Leben und das Gedeihen des Landes – beflügelte die Menschen so sehr, dass auf seinen Aufruf hin eine Vielzahl von Bäumen gepflanzt werden konnten. Ende Oktober 1961 begann der Jüdische Nationalfonds KKL in der Umgebung von Jerusalem sogar mit der Pflanzung eines ganzen Waldes.

Es vergingen noch weitere vier Jahre, bis die letzten Hürden genommen werden konnten und die Verhandlungen Konrad Adenauers mit David Ben-Gurion ihr Ziel erreichten. 1965 nahmen Deutschland und Israel diplomatische Beziehungen auf. Die Gründung der Deutsch-Israelischen Gesellschaft als Sympathieträger folgte ein Jahr später und entwickelte eine intensive und vielseitige Zusammenarbeit zwischen beiden Ländern.

Ehrenbürger Berlins

Als Propst der Berlin-Brandenburgischen Kirche – in dieses Amt hatte ihn Bischof Dibelius 1945 eingesetzt – hatte Heinrich Grüber eine Fülle von Aufgaben und er übernahm darüber hinaus noch weitere, um dem Leben zu dienen. Die Berufung zum Bevollmächtigten der EKD bei der DDR-Regierung 1949 war ihm keine Last, im Gegenteil. »Brückenbauer«, Pontifex, wollte er sein. Der Skepsis begegnete er ohne Misstrauen. Denn auf Vertrauen kam es ihm inmitten der Spannungen zwischen Ost und West an. Und dem Frieden hatte er sich verschrieben – angesichts der ständigen Bedrohung des Friedens in der Welt. Am 8. Mai 1970 verlieh ihm der damalige Regierende Bürgermeister Klaus Schütz die Ehrenbürgerwürde der Stadt Berlin und unterstrich damit die bleibenden Verdienste Grübers für den Wiederaufbau der Stadt und des Landes. »Vernunft, Toleranz und Kompromissbereitschaft«, das waren für ihn Schlüsselworte und Begriffe, durch welche sich Heinrich Grüber – mit der Unterstützung seiner tapferen Frau Margarete – unterschied und worin er stets seiner Zeit voraus war.

Beate Barwich

Theologin und Religionspädagogin

Buchtipp:

Beate Barwich: »Veni creator spiritus. Heinrich Grüber – Gerechter unter den Völkern«, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2014

**Gedenktafel in der Hortensienstraße 18,
Berlin-Lichterfelde**

Foto: Wikipedia OTFW



Arbeiteranwalt und Hitlers Feind

Die Bundesgeschäftsstelle der DIG ist Ende letzten Jahres in die Littenstraße umgezogen. Der Straßename erinnert an den Berliner Rechtsanwalt Hans Litten, der als »Arbeiter-Anwalt« stadtbekannt wurde. 1931 zog er sich durch eine strenge Zeugenbefragung die persönliche Feindschaft Adolf Hitlers zu. 1933 in Haft genommen, nahm sich Hans Litten nach fünfjährigen Qualen 1938 im Konzentrationslager Dachau das Leben.

Hans Achim Litten wurde am 19. Juni 1903 in Halle an der Saale als Ältester von drei Söhnen geboren. Er entstammte einer angesehenen Königsberger Familie. Der Großvater väterlicherseits war Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Königsberg gewesen, die Mutter Irmgard Litten kam aus einer gebildeten Pastoren- und Professorenfamilie. Die emotionale und intellektuelle Nähe zur Mutter prägte Hans persönliche Haltung, seine Unbeugsamkeit, wie seine politischen Anschauungen und weckte sein Interesse an Kunst, Musik und Literatur. Dass er trotz seiner musischen Begabung und seines Wunsches, Kunstgeschichte zu studieren, Anfang der Zwanziger Jahre ein Studium der Rechtswissenschaft in Berlin und München aufnahm, ging auf den Einfluss des Vaters zurück.

Nach seinem Jurastudium ließ sich Hans Litten 1928 mit dem sozial engagierten, der KPD nahestehenden Rechtsanwalt Ludwig Barbasch in einer gemeinsamen Anwaltskanzlei in Berlin nieder. Bereits einer seiner ersten Prozesse erregte Aufsehen und zeichnete den weiteren Lebensweg als »Arbeiter-Anwalt« vor. Er vertrat Arbeiter, die im März 1921 wegen organisierten Widerstandes gegen den vom preußischen Innenminister Carl Severing (SPD) befohlenen Polizeieinmarsch in die mitteldeutschen Industrieorte zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt worden sind. Bei einigen gelang ihm eine Anerkennung als politische Täter. Über seinen Sozietätskollegen Barbasch hatte er Kontakt zur Roten Hilfe – einer von Wilhelm Pieck und Clara Zetkin gegründeten Selbsthilfeorganisation, die insbesondere in Zeiten von Streik und Arbeitslosigkeit sowohl notleidende Arbeiterfamilien unterstützte als auch Rechtsschutz und Verteidigung für Arbeiter anbot, die wegen ihrer politischen Aktivitä-



Hans Litten (Mitte) im Kriminalgericht Berlin-Moabit am 25. August 1932, nachdem er wegen angeblicher kommunistischer Propaganda von einer Verhandlung ausgeschlossen wurde.

Foto: ullstein bild

ten oder Überzeugungen angeklagt wurden. Auch Hans Litten übernahm Mandate der Roten Hilfe.

Unmittelbar nach dem Reichstagsbrand verhaftet

Durch seine Prozessführung gelang es ihm, die Planmäßigkeit der NS-Gewalt aufzuzeigen. 1931 befragte er im »Edenpalast-Prozess« Adolf Hitler als Zeugen vor Gericht und trieb ihn dabei so in die Enge, dass er sich dessen persönliche Feindschaft zuzog. Unmittelbar nach dem Reichstagsbrand wurde Hans Litten am 28. Februar 1933 in »Schutzhaft« genommen. Er kam als politischer Gefangener ins KZ und mußte den roten Winkel tragen, und erst später, als die Nazis herausfanden, dass er jüdischer Abstammung war, kam er in Dachau in den »Judenblock«. Als seine Mutter ihn dort das letzte Mal besuchen durfte, trug er den gelben Stern. »Beim Abschied blickte er mich mit einem unendlich liebevollen und traurigen Lächeln an. Er wusste, dass wir uns nicht mehr wiedersehen würden«, erinnerte sie sich in ihrem Buch »Eine Mutter kämpft gegen Hitler«. Mithäftlinge bestätigten später, dass Hans Litten inzwischen einem geistigen Wahn verfallen war und von den Wachmannschaften immer wieder brutal misshandelt wurde. »Fünf Jahre Haft sind genug«, argumentierte Litten gegenüber seinen Leidensgenossen. Am 5. Februar 1938, kurz nach Mitternacht, setzte er seinem Leben durch Strangulation ein Ende.

In Ost-Berlin wurde 1951 die Neue Friedrichsstraße nach Hans Litten umbenannt. Eine Gedenktafel erinnerte scheinbar ohne Parteinahme an den »unerschrockenen Kämpfer für Menschlichkeit und Frieden«. Doch Litten diente der DDR-Staatsführung auch als Vorbild für ihre späteren »Volksrichter«, und schon sehr bald verfälschte man das Bild des unbequemen Anwalts und verdrehte seine Vita, bis sich der parteikritische Marxist passgenau in das kommunistische Weltbild der DDR fügte.

In der alten Bundesrepublik wurde die Erinnerung an Litten fast vollständig verdrängt. Seine marxistischen Ideale widersprachen der hier herrschenden antikommunistischen Ideologie. Über Littens jüdische Wurzeln schwieg man sich in beiden Teilen Deutschlands 60 Jahre lang aus. Zu unbequem war die Mahnung an den deutschen Völkermord, die in seiner Person lebendig blieb. Stattdessen gab es Versuche, Litten einen abstrakten christlichen Humanismus zu unterstellen, der sowohl dazu diente, Litten zu entpolitisieren als auch seine aktiv gelebte Verwurzelung in der deutsch-jüdischen Kultur zu verleugnen.

Katrin Oraizer

DIG Bundesgeschäftsstelle

Das Siedler-Mantra

Es ist mal wieder so weit. Die Welt soll darüber aufgeklärt werden, wer der wahre Schuldige am Nahostkonflikt ist. John Kerry und Barack Obama machten Israel ein Abschiedsgeschenk. Sie ließen eine UN-Resolution 2334 passieren, in der die Siedlungen in der Westbank und Ostjerusalem verurteilt wurden.

Es gibt keine einfachen Antworten zum israelisch-palästinensischen Konflikt. Das Bedürfnis nach einfachen Antworten aber sehr wohl. Das Siedler-Mantra – »Weil die Israelis siedeln, gibt es keinen Frieden dort« – ist eine dieser einfachen Antworten. Es ist nicht leicht, gegen die Behauptung anzutreten, der Siedlungsbau würde die Zweistaatenlösung verhindern. Weil sie so schön einfach und griffig ist. Dass darin auch die Forderung, der kommende palästinensische Staat möge judenfrei sein, diskret mitschwingt, fällt ja nicht sofort auf.

Mit der Fixierung auf die Siedlungen wird der Nahostkonflikt in einer Weise simplifiziert, die ich für unverantwortlich halte. So vermittelt sich nämlich der Eindruck, die Israelis hätten es in der Hand, den Frieden mit den Palästinensern herzustellen. Sie müssten nur mit der Siedelei aufhören, dann könne die Zweistaatenlösung kommen und alles würde gut.

Ich wundere mich auch darüber, dass bestimmte Risiken, die sich mit der Zweistaatenlösung verbinden, von Journalisten und Politikern souverän ausgeblendet werden. Ist es zu erwar-

ten, dass sich die Palästinenser nach der Staatsgründung in den Armen liegen und Befreiungslieder singen werden? Nein, das werden sie wohl nicht. Joschka Fischer hat sich vor einiger Zeit anlässlich einer Nahost-Veranstaltung der Heinrich-Böll-Stiftung genau dazu geäußert. Fein diplomatisch, wie es sich für einen ehemaligen Außenminister gehört, aber auch deutlich. Er sei überzeugt, dass die Krise der arabischen Welt noch lange, wenn nicht Jahrzehnte anhalten würde. Und man sollte nicht vergessen, dass die palästinensische Gesellschaft Teil der arabischen Welt sei.

Damit spielt der ehemalige Außenminister auf die bürgerkriegsartigen Zustände ab 2005 im Gazastreifen an – nach dem Abzug der Israelis. Das endete mit der gewaltsamen errichteten Hamas-Diktatur. Noch haben sich Fatah und Hamas Palästina aufgeteilt, autonome Gebiete der Westbank für die einen, Gaza für die anderen. Was aber wird passieren, wenn sie im kommenden palästinensischen Staat aufeinander treffen? Durch demokratische Wahlen ist keine der beiden Parteien ausreichend legitimiert. So etwas ist explosiv. Was überhaupt spricht dafür, dass der kommende palästinensische



Bauarbeiten in der Siedlung Ma'ale Adumim. Foto: Debbie Hill, picture alliance

Staat von der krisenhaften Entwicklung der arabischen Welt *nicht* heimgesucht wird? Was wohl wird passieren, wenn die sich etablierende Staatsmacht Palästina durch einen verzehrenden Kampf zwischen Fatah und Hamas, zwischen Gemäßigten und Fundamentalisten paralytisch ist? Werden die Hisbollah und mit ihr die Hegemonialmacht Iran dann abseits stehen? Nein, das werden sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht. Was aber würde ein iranisch beeinflusster Staat Palästina für die Sicherheit Israels bedeuten? Man darf es sich auf der Zunge zergehen lassen: Ein ehemaliger deutscher Außenminister betonte die Risiken der Zwei-Staaten-Lösung. War das nicht immer die Domäne israelischer Rechtsaußenpolitiker, die ausschließlich auf die militärische Stärke ihres Landes setzen?

Fazit: Im Deutungsmuster des Nahostkonflikts, das den Blick auf die Siedlungen einengt, begegnen uns drei alte Bekannte, die gern zusammen auftreten. Sie heißen Vereinfachung, Ausblendung von Realitäten und Schuldzuweisung an Juden. Ich nenne das Update-Antisemitismus.

Karl-Heinz Haase

Warum eigentlich hören wir so wenig von [Friedenshindernissen auf palästinensischer Seite](#)?

Was ist davon zu halten, dass auch die [Fatah Israel als jüdischen Staat nicht anerkennt](#)? Von der Hamas ganz zu schweigen.

Wie steht es mit der palästinensischen [Forderung nach dem vollen Rückkehrrecht der Flüchtlinge](#). Damit sind auch die Kinder und Kindeskinde der Flüchtlinge von 1948/67 gemeint. Das addiert sich auf rund 5 Millionen Menschen.

Was ist davon zu halten, dass die palästinensische Autonomiebehörde Großbritanniens neuerdings die Balfour-Deklaration von 1917 vorhält? Mit ihr sei der [Grundstein für das »postkoloniale Gebilde Israel«](#) gelegt worden.

Wie ist die permanente [Hasspropaganda der Autonomiebehörde](#) zu bewerten, die jeden individuellen Terrorakt überwiegend jüngerer Palästinenser gegen Juden zur Heldentat stilisiert? Von der dämonischen Hamas-Propaganda ganz zu schweigen.

DIG Augsburg-Schwaben

Jubiläumsfeier in der Residenz

An historisch bedeutsamem Ort erinnerte die DIG Augsburg- Schwaben nicht nur an 50 Jahre Deutsch-Israelische Gesellschaft, sondern auch daran, dass sie 15 Jahre nach Gründung der DIG als 18. von heute 50 Arbeitsgemeinschaften gegründet wurde.

Im inzwischen barockisierten ehemaligen Kapitelsaal der Fürstbischöflichen Residenz in Augsburg (wo Philipp Melanchthon 1530 vor Karl V. auf dem Reichstag in Vertretung von Luther die Confessio Augustana verlesen hat, die zum Glaubensbekenntnis der Protestanten in aller Welt werden sollte), waren rund 100 Mitglieder und Gäste versammelt, um zurück – und gleichzeitig nach vorn – zu blicken. Regierungspräsident Karl Michael Scheufele dankte bei seiner Begrüßung im Namen der Bayerischen

Staatsregierung für die geleistete Arbeit. Dr. Karl Vogele und Günther Würmseher, zwei kommunalpolitische Urgesteine erinnerten an die Gründungszeit. Die noch lebenden sechs Gründungsmitglieder, darunter auch der ehemalige Bundesminister und Bundestagsvizepräsident Eduard Oswald, wurden für 35 Jahre DIG-Treue ausgezeichnet. Für 48 und 47 Jahre DIG-Mitgliedschaft erhielten Helmut Hartmann und Matthias Eckhard ebenfalls eine Urkunde. Den Festvortrag hielt der DIG-Ehrenpräsident Johannes

Gerster. Er blickte zurück auf die Entstehungsgeschichte der DIG und machte deutlich, dass sie auch in Zukunft unverzichtbar ist. Die Veranstaltung wurde musikalisch umrahmt von dem jetzt in Augsburg lebenden israelischen Tenor und DIG-Mitglied Yoed Sorek und der Münchnerin Susanna Klovsky am Flügel mit israelischen und jiddischen Liedern, die die ganze Bandbreite der Beziehungen Deutschland-Israel markierten.



Zu den zahlreichen Gästen gehörten Helmut Hartmann, Karl Vogele, Willy Leichtle, Günther Würmseher, Johannes Gerster, Eduard Oswald, Gernot Römer und Dieter Münker.

Foto: Privat

DIG Bielefeld

Diskussion mit Volker Beck

»Mit BDS – Boykott, Desinvestition und Sanktionen – zum Frieden in Nahost?« war der Titel einer Diskussionsveranstaltung, zu der die DIG Bielefeld und die Volkshochschule im Februar in die Revensberger Spinnerei eingeladen hatte. Referent war der Bundestagsabgeordnete und Vorsitzende der deutsch-israelischen Parlamentariergruppe Volker Beck.

Ein dauerhafter Frieden zwischen Israel und den Palästinensern ist in weite Ferne gerückt. Die israelisch-palästinensischen Verhandlungen sind in einer Sackgasse. Vor diesem Hintergrund tritt die international agierende BDS-Bewegung für die »Beendigung der Besatzung und Kolonialisierung des 1967 besetzten arabischen Landes« ein, was durch einen umfassenden Boykott Israels erreicht werden soll – sowohl wirtschaftlich als auch kulturell und wissenschaftlich.

Mit Volker Beck wurde diskutiert, welche Wirkung die BDS-Kampagne national und international hat und wie sie politisch, moralisch und rechtlich einzuschätzen ist. Sind Boykottaufrufe

noch »legitime Kritik« an der israelischen Regierung? Erinnern sie nicht vielmehr gerade in Deutschland allzusehr an die Ausgrenzung der Juden im Nationalsozialismus? Beck machte deutlich, dass die BDS-Kampagne gar keinen Frieden zwischen Israel und den Palästinensern erreichen will, sondern darauf ausgerichtet ist, Israel zu delegitimieren und zu dämonisieren. Er verwies dabei auf den in den USA lehrenden libanesischen Politologen und BDS-Befürworter Asad Abu Khalil, den er mit den Worten zitierte, »Recht und Freiheit für die Palästinenser ist nicht vereinbar mit der Existenz des israelischen Staates«. Beck übte bei seinem Auftritt vor rund 100 Zuhörern auch deutliche Kritik an der Entschei-

dung der Europäischen Union, israelische Produkte aus den besetzten Gebieten zu kennzeichnen.



Volker Beck

Foto: Stefan Kaminski

Ausschreibung Ruth-Florsheim-Preis 2018

Die DIG Bielefeld und die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (GCJZ) haben den neuen Ruth-Florsheim-Preis ausgelobt.

Angesprochen werden Schüler sowie Studierende im Bachelorstudium, egal ob als Einzelpersonen, Gruppe oder Klasse. Bis zum 1. Dezember 2017 können schulische und universitäre Facharbeiten zum Judentum, zum christlich-jüdischen Miteinander, zu Israel und zu den deutsch-israelischen Beziehungen eingereicht werden. Die drei besten Arbeiten erhalten einen Geldpreis und werden im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit im März 2018 vorgestellt.

Namensgeberin des Preises ist Ruth Florsheim, die in Bielefeld zur Schule

ging, dann vor den Nazis floh und in Palästina die Zeit der Judenverfolgung überlebte. 1969 kehrte sie nach Bielefeld zurück und erhielt 1985 den Ehrenring der Stadt für ihre Verdienste um die Beziehung zwischen Juden und Christen, zwischen Deutschen und Israelis. Näheres zum Preis auf der Webseite www.dig-bielefeld.de.



Ruth Florsheim (1900–1998)

DIG Chemnitz

Seit einem Vierteljahrhundert aktiv in Chemnitz

Die DIG Chemnitz feierte am 16. März 2017 ihren 25. Geburtstag mit einem Konzert von Karsten Troyke und Band. Der Berliner Musiker war in den ersten Jahren nach der Gründung der Arbeitsgemeinschaft im Jahr 1992 mehrere Male in Chemnitz. Viele ältere Mitglieder verbinden daher seine Person mit ihrer ersten Berührung mit jiddischer Musik und der Auseinandersetzung mit dem Holocaust.



Der »Botschafter des jiddischen Liedes« Karsten Troyke war auf Wunsch von Mitgliedern aus der Anfangszeit der DIG Chemnitz eingeladen worden. Er wurde begleitet von dem Klarinettenisten Jan Hermerschmidt und dem Trio Scho.

Fotos: Vladimir Shvemmer

»Die Tage der jüdischen Kultur sind in diesem Jahr ruhiger, sozusagen selbstverständlicher, verlaufen. Die Teilnehmerzahlen glichen denen der vergangenen Jahre«, bilanzierte Egmont Elschner, Vorsitzender des Vereins Tage der jüdischen Kultur und Vorstandsmitglied der DIG Chemnitz. Er unterstrich die Bedeutung der neuen Angebote speziell für junge Menschen: »Mit Referaten zum Antisemitismus an der Technischen Universität sowie drei Musikveranstaltungen konnte sich eine Jugendarbeitsgruppe entwickeln, das ist ganz wichtig! Im kommenden Jahr werden wir daran anknüpfen.«

Dorothee Morgenstern

Zu Beginn erinnerten Vorstandsmitglieder an das 25-jährige Wirken der Arbeitsgemeinschaft. Auch die jüdische Gemeinde war zu dem Konzert eingeladen, dessen Programm jiddische, hebräische und russische Lieder beinhaltete. So kam es zu Begegnungen von Menschen verschiedener Religionszugehörigkeit. Insgesamt war es eine sehr erfolgreiche Veranstaltung, die das Bestehen der Arbeitsgemeinschaft angemessen würdigte.

schen Spuren«, ein Zeitzeugengespräch für Schüler sowie eine Einführung in das biblische Hebräisch. An weiteren sechs Veranstaltungen beteiligte sich die DIG Chemnitz als Kooperationspartner, so auch an der Ausstellung »Ertragen können wir sie nicht – Martin Luther und die Juden« in der Chemnitzer Stadtkirche St. Jakobi.

Das genaue Gründungsdatum war der 13. Januar 1992. Das Jubiläum wurde im Rahmen der 26. Tage der Jüdischen Kultur in Chemnitz gefeiert. Insgesamt fanden innerhalb von zwei Wochen fast 70 Veranstaltungen statt – Konzert und Lesungen, Seminare und Ausstellungen. Außer dem Konzert gestalteten Mitglieder der DIG Chemnitz eine Stadtführung für Familien unter dem Titel »Auf jüdi-

»Ertragen können wir sie nicht – Martin Luther und die Juden«, eine Ausstellung in der Chemnitzer Stadtkirche St. Jakobi während der Jüdischen Kulturwoche in Chemnitz.



DIG Düsseldorf

Israel ist an allem schuld

Die DIG Düsseldorf ehrte ihren Vorsitzenden Wolfgang Wende am 27. März 2017 anlässlich seines 80. Geburtstags mit einer Veranstaltung unter dem Titel »Israel ist an allem schuld«. Wolfgang Wende war bei der Gründungsversammlung der Düsseldorfer Arbeitsgemeinschaft 1983 zum Vorsitzenden gewählt worden und bekleidet dieses Amt bis heute. Zu den Festrednern gehörten DIG-Präsident Hellmut Königshaus, der ehemalige Vizepräsident des Deutschen Bundestags Dr. Burkhard Hirsch, der Düsseldorfer Bürgermeister Friedrich Conzen und Herbert Rubinstein von der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf.



Hellmut Königshaus gratulierte Wolfgang Wende zu seinem Engagement als dienstältestem Vorsitzenden einer DIG Arbeitsgemeinschaft.



Der Jubilar ließ es sich nicht nehmen, die Diskussion mit Esther Schapira und Georg M. Hafner zu moderieren.

Als Mann der ersten Stunde der deutsch-israelischen Beziehungen hat sich Wolfgang Wende insbesondere um den Jugendaustausch verdient gemacht. 1968 war er erstmals nach Israel gereist, sein Schlüsselerlebnis war die Versöhnungsbereitschaft von Israelis, die als Deutsche vor den Nazis geflohen waren und in Israel eine neue Heimat gefunden hatten. Seither hat er Dutzende Male das Land besucht und unzählige Kontakte geknüpft. Beruflich war er zuletzt als Leiter der Jugendarbeit in der Evangelischen Kirche Rheinland tätig. Außer in der DIG hat er sich in weiteren Ehrenämtern engagiert und war Mitglied des WDR-Rundfunkrats. »Es ist eine seltene Gabe, wenn man mit 80 so jung und tatenfreudig, so aktiv, so bereit und so fähig ist wie Wolfgang Wende, seine Lebenserfahrung zu nutzen und weiterzugeben. Ich danke Ihnen dafür, dass Sie die DIG Düsseldorf seit vielen Jahren in Harmonie, Toleranz, Geduld und Gelassenheit leiten und wünsche Ihnen und uns, dass Sie das noch lange fortsetzen werden,« so Dr. Burkhard Hirsch, ebenfalls langjähriges Mitglied der DIG Düsseldorf, in seiner launigen Festrede.

Als Geburtstagsgeschenk erhielt Wolfgang Wende ein Buch mit Widmungen von zahlreichen Freunden und Weggefährten. Einen bemerkenswerten Eintrag dazu lieferte Georg Rössler aus Jerusalem, Gründer von SOS-Gewalt/

Zentrum für Friedenspädagogik in Israel: »Wolfgang ist ein großer Brückenbauer und absoluter Serientäter, was ehrenamtliches Engagement anbelangt. Ich bin selber trotz fast 30 Jahren Bekanntschaft bei fast jeder Begegnung erneut überrascht, in welchen weiteren und mir bis dahin unbekannt gebliebenen Töpfen er maßgebliche Finger hat. Die heutigen israelisch-deutschen Beziehungen wurden und werden von Menschen seines Schlages ausgestaltet.«

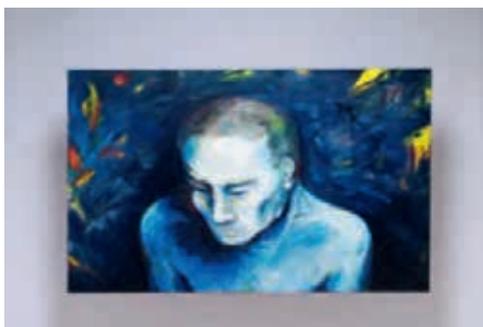
Einem brisanten Thema war die anschließende Lesung und Diskussion gewidmet. Die renommierten ARD-Journalisten Esther Schapira und Georg M. Hafner stellten ihr Buch »Israel ist an allem schuld« vor, das der Frage nachgeht, warum kein Land der Welt so sehr polarisiert wie der 1948 gegründete Staat Israel. Sie legten dar, dass es kein Tabu gibt, Israel zu kritisieren, wie gern behauptet wird, sondern das wirkliche Tabu darin besteht, sich zu Israel zu bekennen. Das Buch verdeutlicht die unheilvolle Allianz aus deutscher Schuldabwehr, Antisemitismus und religiösem Judentum von Christen und Muslimen.

Jürgen Sterzenbach

DIG Erfurt

Einen Schmetterling habe ich hier nicht gesehen

Die Arbeitsgemeinschaft Erfurt unterstützte eine Ausstellung der Stiftung Ettersberg, die Anfang des Jahres in der Gedenk- und Bildungsstätte Andreasstraße gezeigt wurde. Vierzehn zeitgenössische Künstlerinnen und Künstler setzten Gedichte von Gefangenen des Nationalsozialismus, des Apartheidregimes in Südafrika und der SED-Diktatur in eindrucksvolle Bilder und Installationen um.



Drei der Kunstwerke (v.l.n.r.): Bernhard Dreier nach dem Gedicht »Dachau bei Sonnenschein«/Feliks Rak, Anke Pfaundler-Spiegel nach dem Gedicht »Von der Unfreiheit Nr. 4«/Herbert Bräuning, Lutz Walczok nach dem Gedicht »Kinderschuhe aus Lublin«/Johannes Robert Becher
Fotos: Stiftung Ettersberg/Gedenk- und Bildungsstätte Andreasstraße

Im Juni 1942 verfasste Pavel Friedmann im Ghetto Theresienstadt das Gedicht »Motyl« – der Schmetterling. Es ist der Versuch, sich das Geistige und Schöne im Inneren zu bewahren, es gegen die Grausamkeit der Realität abzuschirmen. Das Gedicht, das Schreiben an sich, war ein letzter Halt für Menschen, die sich während ihrer Gefangenschaft in diktatorischen Systemen wenigstens in ihren Gedanken ein Stück Widerstand und Freiheit bewahren wollten.

Eine vierzehnköpfige Künstlergruppe aus Germering bei München hat es sich unter der Leitung der in Südafrika geborenen Künstlerin Constanze Wagner vor anderthalb Jahren zur Aufgabe gemacht, diese Erfahrungen von Todesangst, Gewalt und Willkür künstlerisch umzusetzen. Als Grundlage für die unterschiedlichen Arbeiten, die in der Ausstellung zu sehen waren, dienten Gedichte und Texte ehemaliger Häftlinge. Dabei stellen die Bilder und Installationen die Gefühlswelt der Künstlerinnen und Künstler dar, die selbst keine Zeitzeugen sind.

Kathrin Schwarz



Viele Mitglieder der Künstlergruppe waren zur Ausstellungseröffnung nach Erfurt gereist, um ihre Werke persönlich vorzustellen. V.l.n.r.: Anke Pfaundler-Spiegel, Christine Bader, Waltraud Kapfhammer, Carolina Rösner, Piet Aaron, Gudrun Ryssel, Bernhard Dreier, Constanze Wagner, Christine Greil, Lutz Walczok.

DIG Frankfurt

Spitzentreffen

»Einzig eine verhandelte Zwei-Staaten-Lösung kann zu dauerhaften Frieden im Nahen Osten führen«. Dies ist die Position der Bundesregierung, wie sie Frank-Walter Steinmeier bis zum Ende seiner Amtszeit als Außenminister immer wieder betonte.

Dies ist auch die Haltung der Deutsch-Israelischen Gesellschaft. Dennoch hatten die DIG Frankfurt und das Junge Forum um ein Gespräch mit dem zum Zeitpunkt der Preisverleihung noch amtierenden Außenminister gebeten, um die Bewertung der Situation Israels und seiner Nachbarn im O-Ton zu hören. Ermöglicht wurde das Gespräch durch Mike Josef, dem Unterbezirkvorsitzenden der Frankfurter SPD und Planungsdezernenten der Stadt. Insbesondere die UN-Resolution 2334, die auch von Deutschland unter-

stützt wird, stand zu diesem Zeitpunkt im Mittelpunkt aller Gespräche.

Die Gesprächspartner, die sich am Rande der Verleihung des Ignatz-Bubis-Preises Anfang Januar in Frankfurt trafen, erinnerten daran, dass auch Ignatz Bubis – obwohl Frankfurter aus Überzeugung – Israel zu seiner letzten Ruhestätte bestimmte. Mike Josef, der als DIG-Mitglied und gebürtiger Syrer die Entwicklungen im Nahen Osten mit großer Sorge betrachtet, bot der DIG und dem Jungen Forum weitere Gespräche an. Frank-Walter Steinmeier, inzwischen in das höchste Amt des Staates gewählt, versprach bereits in Frankfurt, ein »politischer Bundespräsident« zu werden. Nicht zuletzt bei der DIG verfolgt man die Entwicklungen mit Spannung.

Claudia Korenke



Unser Bild zeigt v.l.n.r.: DIG-Vizepräsidentin Claudia Korenke, Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier, zum Zeitpunkt des Gesprächs noch Außenminister, und Mike Josef, Frankfurter Planungsdezernent, SPD-Unterbezirkvorsitzender und Mitglied der DIG Frankfurt.

DIG Hamburg

Moin Hamburg, Shalom Israel

Hamburg bezeichnet sich stolz als das Tor zur Welt und möchte diesen Status auch gern für die Startup-Welt erlangen. Da liegt es nahe, in diesem Bereich noch engere Kontakte mit Israel zu knüpfen, einer der global führenden Startup-Nationen. Ein erfolgreicher Auftakt dazu war die Veranstaltung »Moin Hamburg, Shalom Israel« im Mindspace am 23. November, initiiert und organisiert von Andrea Frahm, Vorstandsmitglied der Deutsch-Israelischen Gesellschaft Hamburg. Sie ist seit ihrem sechsmonatigen Aufenthalt in Tel Aviv im Jahr 2013 besonders mit der israelischen Startup-Szene vernetzt.

Der Ort des Geschehens, das Mindspace, passte hervorragend zum Thema, handelt es sich hier doch um ein Coworking-Unternehmen, das seinen Ursprung in Tel Aviv hat, der Startup-Hauptstadt Israels. In Deutschland bietet Mindspace flexible Büro-, Konferenz- und Veranstaltungsräume außer in Hamburg auch in Berlin und München an. Bei dem Treffen



Beim Treffen dabei (v.l.n.r.): Stefan Hensel (Vorstandsvorsitzender der DIG Hamburg), Lukas Wiese (Bundesverband Deutsche Startups), May-Lena Bork (next.Media HH), Dan Zakai (Founder Mindspace), Andrea Frahm (Vorstand Deutsch-Israelische Gesellschaft), Carsten Ovens (Hamburgische Bürgerschaft), Yaniv Solink (Founder Stadeom) und Eli Fel (Deutsch-Israelische Wirtschaftsvereinigung).

Foto: Simcha Studio Hamburg

besonders hervorgehoben wurde das deutsch-israelische Startup Exchange Programm GISEP www.gisep.co, eine Initiative der Bundesregierung und des Bundesverbands Deutsche Startups.

Weitere Moin-Shalom-Veranstaltungen, sowohl in Hamburg als auch in Tel Aviv und Be'er Sheva, folgen in diesem Jahr.

Andrea Frahm

DIG Mainz

Landesverdienstorden für Alfred Wittstock

Für seine langjährigen Bemühungen um den Ausbau der deutsch-israelischen Beziehungen ist Alfred Wittstock mit dem Verdienstorden des Landes Rheinland-Pfalz geehrt worden. Die Auszeichnung überreichte Ministerpräsidentin Malu Dreyer bei einem Festakt in der Mainzer Staatskanzlei.

Alfred Wittstock, der auch 1. Vorsitzender DIG-Arbeitsgemeinschaft Mainz ist, war langjähriger Leiter der »Studienstelle Israel« am Institut für Politikwissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz. Seit seinem ersten Israel-Aufenthalt 1967 hat er sich für die deutsch-israelischen Beziehungen und für die christlich-jüdische Verständigung eingesetzt. Er hat mehrere Konferenzen mit international bekannten Wissenschaftlern und Nahost-Experten organisiert.



Malu Dreyer, Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz, verleiht den Landesverdienstorden an Alfred Wittstock.

Foto: Stefan F. Sämmer

DIG Arbeitsgruppe Niedersachsen

Konzentrierte Aktion gegen Antisemitismus

Vor zwei Jahren hat die DIG Hannover die Arbeitsgemeinschaften aus Braunschweig, Bremen, Oldenburg, Ostfriesland und Osnabrück zu einer gemeinsamen niedersächsischen Initiative aufgerufen, um sich einerseits enger auszutauschen und voneinander zu lernen und andererseits darum geworben, gemeinsame Aktionen durchzuführen, die die Kraft einer einzelnen Arbeitsgemeinschaft übersteigen würden und die eine weitaus größere Öffentlichkeit erreichen.

In großzügiger Gastgeberschaft hat Rudi Gutte, Stadtratsmitglied in Burgwedel, dafür gesorgt, dass das Amtshaus in Großburgwedel als Treffpunkt zur Verfügung gestellt wurde und weiterhin wird. Die etwa 10- bis 12-köpfige Arbeitsgruppe (leider ist Osnabrück nicht mehr vertreten) verbindet eine konstruktive und freundschaftliche Zusammenarbeit. Erfreulich ist, dass auch die neu gegründete DIG-Hochschulgruppe Göttingen unter der Patenschaft von Hannover im Februar 2017 erstmals teilgenommen hat. Begonnen hat die gemeinsame Arbeit im Jahr 2015; sie konzentrierte sich zunächst auf das Projekt »Das Israelbild in deutschen

Schulbüchern«, das Dr. Klaus Thörner und Cordula Behrens, beide Oldenburg, maßgeblich vorangetrieben haben. Die Broschüre dazu ist mittlerweile in allen DIG Arbeitsgemeinschaften gut verbreitet und hat erhebliche Veränderungen angestoßen.

Arbeitsschwerpunkt Antisemitismus

Als zweiter Arbeitsschwerpunkt wurde der Kampf gegen den Antisemitismus festgelegt, denn besonders in den deutschen Ballungszentren sind in den letzten Jahren erhebliche antisemitische Aktivitäten zum Vorschein gekommen. Diese verbinden sich oft unter dem Deck-

mantel »Israelkritik« mit einem Antizionismus, der starke antisemitische Bezüge hat. Auch die erstarkte BDS-Bewegung in den Städten ist antisemitisch geprägt. Zudem gibt es in Bremen heftige Diskussionen um vielfältige Veröffentlichungen, in denen der Antisemitismus nicht nur geleugnet, sondern auch so verdreht wird, dass Israelfreunden weit mehr Antisemitismus unterstellt wird als den sogenannten Nahost-Arbeitskreisen. Auch in Oldenburg wird im Zusammenhang mit Aktionen in der Universität und in der Lehrerschaft Antisemitismus offen betrieben. Besonders erschreckend ist, dass Bremen als »Hochburg des Antisemitismus« bezeichnet wurde und

Niedersachsen selbst von der Botschaft Israels verdächtigt wurde, nicht genug gegen Antisemitismus zu tun.

Veranstaltungsreihe und Dokumentation

Auf Initiative von Dr. Kay Schweigmann-Greve, Hannover, wurde beschlossen, über die vielfältigen antisemitischen Erscheinungsformen in unserer Gesellschaft aufzuklären und eine Veranstaltungsreihe mit kundigen Referenten in vielen Orten durchzuführen. Daraus sollte auch eine Dokumentation

erstellt werden, die in der Öffentlichkeit Beachtung finden sollte. Eine im Januar 2016 gegründete Projektgruppe unter der Leitung von Dr. Bernd Moldenhauer, Bremen, stellte das Programm mit 21 Veranstaltungen und acht Referenten zusammen. Dr. Monika Gödecke, Hannover, erstellte das gemeinsame Programmheft für die Monate November und Dezember 2016, das in einer Auflage von über 1000 Exemplaren verteilt wurde und für viele hundert Zuhörer sorgte. Dank der großzügigen Finanzierung dieses Projekts durch das Auswärtige Amt und auch dank der sehr disziplinierten Durch-

führung der Veranstaltungen konnte die Abschlussdokumentation noch im Dezember 2016 vorgelegt werden. Die Broschüre mit dem Titel »Alte und neue Formen des Antisemitismus in unserer Gesellschaft« steht allen Arbeitsgemeinschaften auf Abruf in der Bundesgeschäftsstelle zur Verfügung. Die Autoren stehen gerne für Vortragsveranstaltungen zur Verfügung und freuen sich über Einladungen aus den DIG Arbeitsgemeinschaften. Weitere gemeinsame Projekte befinden sich in Vorbereitung.

Dr. Widu Wittekindt



Inhalt:

Dr. Kay Schweigmann-Greve: »Warum eine Veranstaltungsreihe gegen den Antisemitismus?« Hier wird sachkundig und umfangreich über die Formen des Antisemitismus geschrieben, die früher bestanden, die sich gewandelt haben und wie sie heute weiter bestehen.

Dr. Bernd Moldenhauer: »Elemente und Ursprünge des Antisemitismus.« Wie sich die philosophischen Positionen von Hannah Arendt, Hermann Broch und Theodor W. Adorno unterscheiden und wie sie aktuell einzuordnen sind beschreibt dieses umfangreiche und sachkundige Grundsatzreferat.

Prof. Dr. Ursula Rudnick: »Martin Luthers Judenfeindschaft und ihre Folgen.« Martin Luthers Judenhass wird eindrucksvoll dargestellt und erklärt, aber auch die besonderen Bemühungen, diesen

Hass zu überwinden und im Lutherjahr endlich ein anderes Verhältnis zum Judentum zu gestalten.

Dr. Volker Haarmann: »Adversus Judaeos – Antijudaismus im Christentum von den Anfängen bis zur Gegenwart.« Es wird der Bogen gespannt von den Anfängen der Kirche bis zur Gegenwart des Israel-Palästina-Konfliktes inklusive der »Kairos-Dokumente«. Die Theologie zu reformieren und das Verhältnis zum Judentum und dem Alten Testament neu zu definieren ist weiterer Inhalt des Vortrags.

Prof. Dr. Samuel Salzborn: »Antisemitismus von links, rechts und aus der Mitte der deutschen Gesellschaft.« Hier wird nachvollziehbar versucht, warum in unserer Gesellschaft noch immer 15 bis 20 Prozent der Menschen antisemitische Einstellungen haben. Salzborn legt dar und begründet, dass und warum ideologische Grenzen gefallen sind und der Antisemitismus heute alle politischen Lager integriert.

Dr. Matthias Küntzel: »Dschihad und Judenhass – Woher kommt der Judenhass in der arabisch-islamischen Welt?« Küntzel zeichnet in seinem Vortrag die historische Genese des »islamischen Antisemitismus« nach und beschreibt mit neuen Erkenntnissen, wie von den Nazis Wellen des Hasses zwischen 1939 und 1945 in die islamische Welt gesendet wurden, und lässt uns in den eigenen historischen Spiegel schauen.

Dr. Stephan Grigat: »Die Einsamkeit Israels am Beispiel des Gaza-Konflikts.« Grigat verdeutlicht in diesem Aufsatz, dass der arabische Antisemitismus eine zentrale Ursache für die Konfrontation ist und nicht eine Reaktion auf den Konflikt. Er begründet die erforderliche Unterstützung Israels mit der Vernichtungsdrohung, die dem hasserfüllten Antisemitismus folgt.

Dr. Stephan Grigat: »Antisemitismus und Antizionismus in der Linken.« Dieser zusätzliche Aufsatz wurde in die Dokumentation aufgenommen, um die Lücke zu füllen, die in den übrigen Vorträgen nur wenig oder gar nicht behandelt wurde, nämlich dass Antizionismus eine spezifische Form des Antisemitismus ist, in dem Israel als kollektiver Jude betrachtet wird.

DIG Ostfriesland

Die Haggada, die aus Ostfriesland kommt

Wie bitte? Aus Ostfriesland? Zum ersten Mal seit rund hundert Jahren eine komplette Neuschöpfung aus Deutschland; und dann aus Ostfriesland?! Es klingt vielleicht verwunderlich, aber dennoch: Über viele Jahrhunderte wurde das Pessach-Fest auch hier in Ostfriesland gefeiert.



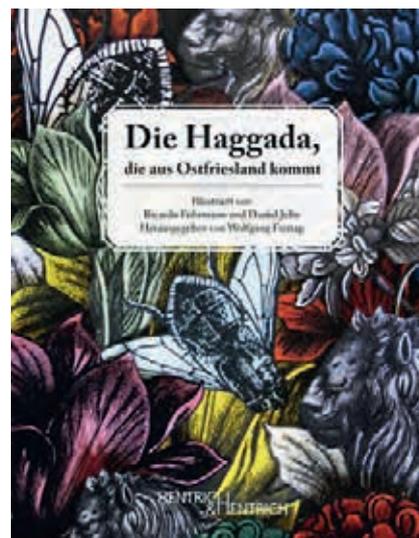
Der Vorsitzende der DIG-Ostfriesland übergibt eine druckfrische Ausgabe der Haggada, die aus Ostfriesland kommt, an die Vizepräsidentin der DIG, Gitta Connemann, MdB. Vorne links Ricardo Fuhrmann, einer der beiden Künstler, die das Buch gestaltet haben.

Foto: Philipp Sempell

Damit feierten unsere jüdischen Mitbürger das Ende der Knechtschaft und den Auszug der Hebräer aus Ägypten. Während dieser Feier hatten sie Gelegenheit, über Freiheit als essenziellen Wert zu reflektieren und ihre Ansichten dazu auszutauschen. Dabei wussten sie, dass diese Werte von Freiheit und Selbstbestimmung allen Völkern und allen Menschen verheißen wurden, weil ER dieses Geschenk seinem Volk exemplarisch zuwies. Diese Pessach-Feiern mit ihren reichen Symboliken waren in Ostfriesland mit seinen elf Synagogengemeinden integraler Bestandteil der Gesamtkultur – so, wie in ganz Deutschland. Durch furchtbare zwölf Jahre unserer Geschichte wurde diese fruchtbare

Symbiose beinahe vollständig zerstört. Jüdisches Gemeindeleben gibt es heute noch nicht wieder in Ostfriesland. Deshalb ist es ein ganz und gar herausragendes Ereignis, ein fast unglaubliches Erlebnis, dass heutzutage hier eine neue, derart ausdrucksstarke und lebendige Pessach-Haggada geschaffen wird. Die Arbeitsgemeinschaft Ostfriesland der Deutsch-Israelischen Gesellschaft freut sich sehr, dass sie den beiden Künstlern, die hier wohnen und arbeiten, dieses Wirken ermöglichen konnte. Vier Jahre nach der Kunstaustellung ist die Neuschöpfung der gedruckten Haggada jetzt erschienen.

Wolfgang Freitag



Die zweisprachige Haggada wurde von den in Buenos Aires geborenen Künstlern Ricardo Fuhrmann und Daniel Jelin illustriert. Die beiden arbeiten seit Jahren erfolgreich zusammen und haben gemeinsam 12 Kinderbücher realisiert. Die Haggadah ist im Verlag Hentrich & Hentrich, Berlin, erschienen. Die Übersetzung aus dem Hebräischen besorgte Rabbiner Andreas Nachama.

Ricardo Fuhrmann und Daniel Jelin
Die Haggada, die aus Ostfriesland kommt

Sprache: Deutsch, Hebräisch
96 Seiten, 37 Abbildungen, € 24,90
ISBN 978-3-95565-203-6

DIG Trier

Von neuen Friedenskonzepten bis zu koscheren Weinen

Seit 2004 finden im Zweijahresrhythmus die Israelischen Kulturtage Trier statt, mittlerweile zum siebten Mal und mit dem dritten Oberbürgermeister als Schirmherrn. Die Besucherzahlen sind seither stetig gewachsen, und auch diesmal sorgten prominente Künstler und Vortragsgäste wieder für reges Publikumsinteresse.

Schon seit langem auf der Wunschliste, bot sich 2016 endlich die Gelegenheit, Prof. Dr. Michael Wolffsohn als Ehrengast zu den Israelischen Kulturtagen einzuladen, die am 27. Oktober in der Promotionsaula des Bischöflichen Priesterseminars eröffnet wurden. Nach der Begrüßung durch Dr. Mark Indig, den Vorsitzenden der DIG Trier, sowie den Trierer Oberbürgermeister Wolfram Leibe und Universitätspräsident Prof. Dr. Michael Jäckel, sprach Michael Wolffsohn zum Thema »Frieden durch Föderalismus«.

Das Dogma von der Zweistaatenlösung für Israel und »Palästina« bezeichnet er dabei als unrealistisch. Er schlägt stattdessen eine Föderation vor, bestehend aus den Teilstaaten Jordanien, Palästina und Israel. Wolffsohn könnte sich noch als Prophet erweisen, schrieb der Journalist Alan Posener zu dieser These. In Trier zeigte sich Wolffsohn, der »Hochschul-lehrer des Jahres« als fesselnder Redner.

Zu den Eröffnungsgästen gehörte auch Sacha Stawski, Vorsitzender der Organisationen Honestly Concerned und I like Israel (ILI), der dafür sorgte, dass Wolffsohns Vortrag per Livestream im Internet übertragen wurde und so ein noch größeres Publikum erreichte. Abgerundet wurde die Eröffnungsfest durch die virtuoson Darbietungen des bekannten Violinisten Philipp von Piechowski und Gespräche mit den zahlreichen Gästen bei Hummus und koscherem Wein aus Israel.

Zu den weiteren Veranstaltungen im Rahmen der Israelischen Kulturtage gehörte der in Kooperation mit dem AstA der Universität Trier organisierte Vortrag »Pink Pride – Über Homosexualität in Israel« von Alex Feuerherdt. Er berichtete über die Situation Homosexueller und die lebendige LGBT-Szene in Israel als Ausdruck einer liberalen und demokratischen Gesellschaft.



Alles kosher beim Weinseminar mit Nik Weis, Timna Shetrit, der amtierenden Moselweinkönigin Lisa Schmitt und Maximilian von Kunow.

Foto: Jürgen Sterzenbach

Mit dem Tagesseminar »Die israelische Demokratie und der Nahostkonflikt« des Mideast Freedom Forum Berlin und den Referenten Jörg Rensmann und Michael Spaney, wurde unter reger Beteiligung von Studierenden der Universität eine politische Analyse mit Fakten und Informationen erarbeitet, um die gängigen medialen und politischen Urteile zu Israel und zum Nahostkonflikt zu reflektieren.

Für einen musikalischen Höhepunkt sorgte der israelisch-amerikanische Marimbakünstler Alex Jacobowitz, der mit seinen faszinierenden Interpretationen israelischer Musik ein Publikum von über 100 Zuhörern begeisterte.

Auf dem Programm standen auch zwei Filme: Der Dokumentarfilm »Hummus« (2015) von Oren Rosenfeld, der zeigte, dass Israel sowohl jüdisch, muslimisch als auch christlich geprägt ist und dass die levantinische Regionalspeise Hummus die Angehörigen aller Religionen und Völker miteinander verbindet, sowie der Spielfilm »90 Minuten – Bei Abpfiff Frieden«, eine israelisch-deutsch-portugiesische Koproduktion aus dem Jahr 2016, die in Form einer sogenannten Mockumentary



Eröffnung der Israelischen Kulturtage Trier 2016 mit (v.l.n.r.) Universitätspräsident Prof. Dr. Michael Jäckel, Oberbürgermeister Wolfram Leibe, Ehrengast Prof. Dr. Michael Wolffsohn und Dr. Mark Indig, Vorsitzender der DIG Trier.

Foto: Friedemann Vetter

die sportliche Lösung des Israel-Palästina-Konflikts präsentierte: ein Fußballspiel zwischen der israelischen und der palästinensischen Nationalmannschaft.

Den Abschluss der Veranstaltungsreihe bildete ein Weinseminar mit den Winzern Nik Weis und Maximilian von Kunow, deren Weingüter nur wenige

Kilometer flußauf- und -abwärts von Trier liegen, und die im Rahmen der Initiative »Twin Wineries« jeweils eine Partnerschaft mit einem israelischen Weingut geschlossen haben. Beide produzieren an Mosel und Saar koscheren Rieslingwein. Sie berichteten gemeinsam mit ihrer israelischen Partnerin Timna Shetrit von der Flam Winery aus dem

Moschaw Eschtaol über die »Twin Wineries«, die Förderung des deutsch-israelischen Dialogs und über ihre Erfahrungen mit dem Weinbau nach jüdischem Religionsgesetz in Deutschland und Israel.

Daniel Fisher

DIG Ulm/Neu-Ulm

Gegen linken Antisemitismus

Die Arbeitsgemeinschaft Ulm/Neu-Ulm konnte auf ihrer Jahresversammlung am 15.02.2017 auf ein sehr bewegtes Jahr zurückblicken und sieht nicht weniger interessanten Zeiten entgegen. Martin Tränkle, der langjährige 1. Vorstand, konnte dabei zahlreiche Veranstaltungen und Initiativen erwähnen.

Ein Fokus der Auseinandersetzung war 2016 der linke Antisemitismus, der auch in Ulm in Gestalt der sogenannten »Israelkritik« daherkommt. Mit Flugblättern und Pressemitteilungen ließen wir die Auftritte der bekennenden Israelhasser Arn Strohmeier und Clemens Messerschmid nicht unkommentiert. Antisemitismus und Antizionismus waren auch in den von uns organisierten Vorträgen von Stephan Grigat aus Potsdam/Wien und Carmen Mattusek aus Tübingen das Thema. Diesmal allerdings aus der gebotenen kritischen Sicht. Stephan Grigat präsentierte sein Buch »Die Einsamkeit Israels« und Frau Mattusek referierte über die Rezeption der »Protokolle der Weisen von Zion« in der arabischen Welt.

Auch der jüdisch-christliche Dialog, der für die Arbeit unserer AG in den letzten Jahren sehr kennzeichnend war, spielte erneut eine große Rolle. Die Bibel-Lernwoche zur Auslegung des Alten Testaments und mehrere gemeinsame Aktivitäten mit der Katholischen Erwachsenenbildung zählen dazu. Erwähnt sei ein Vortrag über das Wirken von Martin Buber und eine Führung mit der KEB im Ulmer Museum, die sich der mittelalterlichen Beziehung zwischen Juden und Christen widmete.

Einen Höhepunkt erlebten wir im Sommer, als wir den israelischen General-



Rabbiner Shneur Trebnik (links) und Generalkonsul Dr. Dan Shaham in Ulm

Foto: Lars Schwerdtfeger

konsul Herrn Dr. Dan Shaham bei uns begrüßen durften. Nach einem Empfang beim Ulmer Oberbürgermeister Gunter Czisch bot er einen interessanten Vortrag über die aktuelle Situation im Land.

Neben dem Israeltag mit Infostand in der Fußgängerzone, Konzerten in der Synagoge und der feierlichen Begehung des Tages der europäischen Kultur am 04.09. beteiligten wir uns an der Gedenkstunde am 09.11. und setzten unsere Zusammenarbeit mit dem »Arbeitskreis 27.01.« fort. Ein hochpolitisches und kulturell anregendes Jahr, das durch das Engagement vieler Beteiligten zustande kommen konnte lag hinter uns. Unsere Jahresversammlung brachte dann auch einen Einschnitt in der Zusammensetzung unseres Vorstandes, da Martin

Tränkle beschlossen hatte, nicht mehr für den 1. Vorstand zu kandidieren. Dr. Steffen Lutz wurde zum neuen 1. Vorsitzenden und Martin Tränkle zum 2. Vorsitzenden gewählt. Komplettiert wird das Gremium mit Irene Hahn (Schriftführerin), Franz Edele (Presse und Kommunikation), sowie den Beisitzern Petra Bergmann, Dr. Franz-Josef Bentele und Georg Buck.

Auch für das noch junge 2017 sind wieder viele Initiativen in Planung. Erwähnt sei nur unser Interesse an der multikulturellen Gesellschaft Israels und dem Thema Migration und Zuwanderung. Diesem Komplex widmen sich auch Sarah Zoabi und Oliver Vrankovic aus Israel, die über die Strömung des arabischen Zionismus berichten werden, sowie eine Lesung von Karl Pfeifer, der sein Buch »Einmal Palästina und zurück« vorstellen wird. Wir freuen uns auf unsere Besucher und noch viele Aktivitäten im Zeichen der Solidarität und Freundschaft mit dem jüdischen Staat.

Franz Edele



Martin Tränkle (links) und Irene Hahn (ganz rechts) von der DIG Ulm/Neu-Ulm mit Standbesuchern am Israeltag

Jugend im Dialog: Woche der Brüderlichkeit 2017

Der christlich-jüdische Dialog gilt einerseits als Erfolgsgeschichte, andererseits jedoch macht sich der Eindruck breit, man habe »den Kontakt zur Jugend weitgehend verloren«. Gleichzeitig belegen Studien immer wieder eine erschreckende Verbreitung judenfeindlicher Einstellungen in der deutschen Gesellschaft, besonders im Kontext des Nahostkonflikts. Weiterhin haben sich die Diskurse in der Einwanderungsgesellschaft diversifiziert und stellen liebgewonnene Gewohnheiten in Frage. Daher sind neue Konzepte notwendig.

Vor diesem Hintergrund haben anlässlich der Woche der Brüderlichkeit, die im März 2017 in Frankfurt am Main stattfand, das »Forum Junger Erwachsener der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit« (FJE) und das Junge Forum der Deutsch-Israelischen Gesellschaft zusammengeschlossen, um mit einem eigenen Programm gezielt die Gruppe der unter 35-Jährigen zu erreichen.

Für dieses Programm konnte mit Mike Samuel Delberg ein profiliertes Vertreter der jungen jüdischen Generation in Deutschland gewonnen werden. Auf einer Podiumsdiskussion in der Evangelischen Studierenden Gemeinde Frankfurt am 6. März präsentierte er die neu gegründete Jüdische Studierendenunion Deutschlands, deren Vorstand er angehört. Anschließend diskutierten mit ihm Mirjam Blumenschein, Vorsitzende des FJEs sowie Tibor Luckenbach, Bundesvorsitzender des JuFos, über die Zukunft des interreligiösen Dialogs.

Auf Einladung von Rabbiner Andrew Steiman besuchten rund 20 junge Menschen unterschiedlichen Hintergrunds am Freitagabend derselben Woche die Synagoge der Budge Stiftung. Nach einer angeregten Diskussionsstunde unter dem Titel »Frag den Rabbi« ermöglichte ein Schabbatgottesdienst den Teilnehmern einen Einblick in die jüdische Liturgie. Beim anschließenden Kiddusch kamen sie mit den Bewohnern des einzigen jüdischen und christlichen Altenheims in Deutschland

ins Gespräch – ein lebendiger interreligiöser wie intergenerationaler Austausch. Als besonders beeindruckend wurden die Erzählungen der Frankfurter Ehrenbürgerin und Auschwitzüberlebenden Trude Simonsohn empfunden. Rabbiner Steiman gab in seiner profunden und feinsinnigen Predigt zu bedenken, von welcher Besonderheit die Zusammenkunft der Generationen sei. Eine habe immerhin noch die Konzentrationslager erleben müssen, während die junge Generation eine christlich-jüdische Brüderlichkeit kenne, an die zu den meisten Zeiten nicht zu glauben war.

Unter Leitung von Michael Spaney vom Mideast Freedom Forum Berlin am 26. März ein Tagesseminar unter dem »Die israelische Demokratie und der Nahostkonflikt« statt, das sich insbesondere an junge Multiplikatoren wandte. Es vermittelte Grundlagenwissen zu Geschichte und Gegenwart der einzigen Demokratie in der Region und der israelisch-arabischen Auseinandersetzung. Heutzutage entzündet sich das »Gerücht über die Juden« (Adorno) häufig am »Juden unter den Staaten«, wie der französische Historiker Léon Poliakov Israel einmal bezeichnet hat. Die 15 Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer erarbeiteten eine faktenbasierte politische Analyse, um die gängigen medialen und politischen Urteile zu Israel und zum Nahostkonflikt reflektieren und Dämonisierungen entgegenwirken zu können.

Tibor Luckenbach

Mirjam Blumenschein, Vorsitzende des Forums Junger Erwachsener beim Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, und Tibor Luckenbach, Bundesvorsitzender des Jungen Forums der Deutsch-Israelischen Gesellschaft.



Spannende und erkenntnisreiche Tage bot die diesjährige Woche der Brüderlichkeit in Frankfurt/Main.

Fotos: Junges Forum

Gut, dass wir dabei waren

Wer schon einmal auf einer Messe war, kennt das: Massen von Menschen, die sich durch die schier endlosen Gänge entlang der Stände bewegen. Trockene Luft, die einen dazu bringt, doch das kleine Fläschchen Gerolsteiner zum Messepreis von vier Euro zu kaufen. Zittrige Beine am Ende des Messetages, wenn endlich vor den Hallen ein Sitzplatz ergattert werden konnte. Das erste kühle Bier in der mit Messebesuchern gefüllten Bar und die Erkenntnis, dass hier in der Erschöpfung keiner alleine ist.

Die Erfahrung, als Aussteller auf einer Messe zu sein, weicht bloß gering davon ab. Vielleicht wäre noch eine Anekdote zu den Afterworkpartys zu nennen, aber das ist gar nicht nötig, wenn man die Deutsch-Israelische Gesellschaft auf der Buchmesse vertritt. Durch die Möglichkeit des direkten Austauschs mit einem Kaleidoskop an Charakteren kommt der Deutsch-Israelische Handlungsreisende aus dem Schwärmen nicht mehr heraus.

Vorfreude in Halle 3.1

Es war wie die Ruhe vor dem Sturm, die sich am ersten Morgen um die Stände der für die Besucher noch geschlossenen Messe legt. Staubsaugergeräusche.

Im Hintergrund stimmt jemand seinen Flügel. Die Stände – meist noch verhüllt mit Bettlaken. Der DIG-Stand glänzt. Das Aufbauen am Vortag war anstrengend gewesen. Die Mühe hat sich gelohnt. Vorfreude. Wir stehen gegenüber des Deutschlandfunks. Kein einfacher Nachbar, ist einem als Israelfreund doch immer klar, dass die Berichterstattung der Öffentlich-Rechtlichen Sendeanstalten eine gewisse Schiefelage hat. Die räumliche Nähe hat aber zum Ergebnis, dass viele interessante Interviewpartner unsere Anwesenheit zumindest bemerken. Hermann van Veen wird uns besuchen. Ansonsten ist die Umgebung unauffällig. Wir sind in der Halle, die den Themenbereich »Bildung« beherbergt: neben Schulbuchverlagen und Zeitun-

gen auch Notizbücher und das, was der Rheinländer unter »Nippes« versteht.

Echte Freunde

Es sind vor allem die Besucher, die diese Buchmesse zu einem nahezu unvergesslichen Erlebnis machen werden. Optimistisch stimmen mich die vielen Menschen, die mit strahlenden Augen auf unseren Stand zukommen und mit einem lautstarken »Shalom« den ersten Kontakt aufnehmen. Darunter sind nicht nur Deutsche, sondern auch Russen, Iraner, Schweden, Italiener, Amerikaner und erfreulicherweise auch Israelis. Sie alle beginnen das Gespräch mehr oder minder ähnlich: »I love Israel!« Und bei jedem einzelnen Mal überträgt sich etwas von dem Lächeln der neugierigen Gäste auf unsere manchmal auch erschöpften Gesichter. Visitenkarten werden ausgetauscht, Infomaterial wird ausgegeben. Kugelschreiber, Broschüren, Magazine, Salz aus dem Toten Meer, Kaffeebecher, Beutel und Anstecker. Sie alle verteilen sich in den Händen der vorbeiziehenden Besucher; teilweise in Klassenstärke, denn auch einige Lehrer kommen hier am Stand vorbei und interessieren sich für unsere Arbeit, freuen sich, dass wir vor Ort sind. Das ist auch so ein Ding: Das Israelbild im bundesdeutschen Unterricht bereitet immer größere Sorgen und ist einer der wohl wichtigsten Gründe, hier auf der Messe aktive Präsenz zu zeigen. Es wird gelacht, verhandelt, mehr



Moriz Golombek, Barbara Hoffs und Stephan Fichtner am Stand der DIG auf der Frankfurter Buchmesse 2016.

Fotos: Julia Malcher

An den fünfeinhalb Messtagen wechselten sich insgesamt 20 DIG-Mitglieder mit der Standbetreuung ab.



Adressen werden ausgetauscht. Nach der Buchmesse wird das Junge Forum Frankfurt den Effekt merken. Eine Messe ist weiterhin ein zentrales Instrument der Kommunikation.

Altbekannte Kritiker

Neben diesen positiven kommen jedoch auch negative und verstörende Erlebnisse hinzu. Argwöhnische Blicke, Personen mit Palitüchern, die sich hinter vorgehaltener Hand aufgeregt unterhalten, stehenbleiben, dann doch weiterziehen. Das kennen wir. Das ist nichts, worüber wir uns noch wundern würden, weil wir schon oft einen öffentlichen Stand für die DIG betreut haben. Dann gibt es solche Messebesucher, die wie in einem Tribunal aggressive Fragen stellen: Wer sind Sie? Wen vertreten Sie? Es folgen altbekannte Geschichten: »Man« habe nichts gegen Juden, aber die israelische Politik sei wirklich schlimm. Die Sache mit dem Wasser. Die geknechteten Palästinenser und dann das mit der Mauer. Auch fliegende Händler reagieren nach der höflichen Absage an ihr Produkt mit Drohungen in Richtung des jüdischen Staates. Das geht einem nahe, einfach weil es nah ist.

Falsche Freunde

Schlimmer jedoch als diese Erlebnisse, die wir auch aus den sozialen Netzwerken irgendwie kennen, sind die falschen

Freunde Israels, die sich an unseren Stand verirren. Einer von diesen kommt lächelnd auf mich zu und schüttelt mir etwas zu fest die Hand. Er kenne die DIG und weiß auch, dass wir gute Veranstaltungen machten. Das freut mich natürlich zu hören. Er kommt ins Schwafeln. Ich horche auf, als er plötzlich bei Hitler ankommt. Die Sache mit dem Holocaust, meint er. Man müsse nur ins Alte Testament schauen, da wäre zu sehen, dass die Juden selbst Genozide planten. Das hatte ich bisher so noch nicht mitbekommen: Der Vorwurf des Völkermordes an Israel zurückübersetzt in die heiligen Schriften. Ich bin wie zu einer Salzsäule erstarrt, kann mich aus der Paralyse aber wieder befreien und frage, wann es Derartiges von jüdischer Seite gegeben habe. Schon die Gegenfrage ist eigentlich zu viel an Verständnis für diese grausame Unterstellung. Er gibt zwar zu, dass dies nie geschehen sei, versteht aber die Vernichtung von sechs Millionen europäischer Juden offenbar als Präventivschlag. Mir wird schwindelig. Er kommt zu Rockefeller, Federal Reserve, Rothschild. Irgendwie glaube ich nicht ganz, was ich höre. Nach kurzem Zögern verweise ich das erste und – hoffentlich – letzte Mal eine Person des Standes.

Intensiv und erfüllend

Eine Routine setzt langsam ein. Alles funktioniert reibungslos. Die Möglichkeit, sich so umfassend für Israel einzusetzen,

hat etwas sehr Erfüllendes. Aus den Fachbesuchern werden irgendwann Privatpersonen. Die Menge steigt, bis es zum Stillstand in den Gängen kommt. Der Stapel an Visitenkarten wächst, Kontakte können noch auf der Messe vermittelt werden, Fotos werden gemacht, Hände werden geschüttelt, Komplimente entgegengenommen und erwidert, noch mehr Infomaterial wird verteilt, Menschen kommen zum zweiten oder gar dritten Mal zum Stand, wollen noch ein Heft oder eine weitere Broschüre abholen. Die Kartons leeren sich. Und am Sonntag gegen 17 Uhr dann auch die Messehallen.

Die letzten Materialien werden in den verbliebenen Kartons untergebracht. Die Parzelle erscheint wieder so trist, wie wir sie am Dienstag vorgefunden hatten. Wir verlassen den Stand, die Halle, das Gebäude und plötzlich ist die Frankfurter Buchmesse vorbei. Trotz des Aufwandes sind wir am Ende fast etwas betrübt. Nach den fünf Tagen, die sich ausschließlich um die deutsch-israelischen Beziehungen gedreht haben, in denen wir uns so intensiv für die Sache einsetzen konnten, wird nun etwas fehlen.

Stephan Fichtner
Junges Forum / DIG Frankfurt



Mit dem Theaterstück »Kinder des Holocaust« zu Gast in Israel.

Foto: Eberhard Ulm

Mit hebräischen Übertiteln

Meine erste Begegnung mit Israel fand in deutscher Sprache mit hebräischen Übertiteln statt. Mein erster Kontakt war eine deutsche Theaterproduktion über die Shoah namens »Kinder des Holocaust«, die wir mit Schauspielern vom Theater der jungen Welt in Leipzig an drei Abenden in Herzliya aufführen durften. Gefördert wurde die Produktion vom Goethe-Institut Tel Aviv.

Das war im Jahr 2010 und ist nun sieben Jahre her. Im November vergangenen Jahres bin ich mit der Bundeszentrale für politische Bildung zum zweiten Mal ins Land gefahren und diese und jene Reise verbinden sich seitdem zu einer entrückten Empfindung, liegen miteinander verwoben in einer Erinnerung. Das schräg einfallende Licht durch die Straßen Tel Avivs überlagert eine Zeitspanne von wenigen Minuten – und Jahren. Da wird eine Stadtführung durch die weiße Stadt des Bauhaus zum ersten Mal unternommen – und doch kommen einem manche Ecken und dieses eine Gebäude mit der runden Fassade vertraut vor. Das war doch erst gestern, denke ich. Gestern, 2010. Unsere Theateraufführung begleitete damals ein Team des ZDF Heute Journals.

Reiseimpressionen aus
Israel. Rechts das
Kunstwerk »Inversion«
von Roxy Paine auf
dem Gelände des Israel-
Museums, Jerusalem.

Fotos: Salya Föhr



Das Kamerateam wurden wir einen ganzen Tag nicht mehr los. Es stieg sogar zusammen mit uns in den Bus, der uns jeden Tag von unserem Hotel mit Meerblick in Tel Aviv bis nach Herzliya ins Theater brachte. 15 junge Leute zwischen 15 und 30 Jahren, von den Schauspielern und allen anderen konsequent als »die Jugendlichen« gerufen, wurden befragt, gefilmt und begleitet. Auch als wir, nun schon ziemlich aufgeregt und nervös, in der Maske saßen und bald unsere erste Vorstellung in Israel stattfand.

Unser Programm spielten wir an drei Abenden. Alle drei Aufführungen waren ausverkauft mit lauten israelischen Schulklassen. Unsere Theaterinstallation behandelte damals neu ins Deutsche übersetzte Aussagen von polnischen Kindern, die Todeslager überlebt oder sich bei der polnischen Bevölkerung versteckt hatten. Ihre aufgenommenen Interviews wurden von Schauspielern verlesen. Wir spielten alltägliche Szenen, die zwischen Themen wie Einsamkeit und Ausgeschlossenheit, Verliebtheit und Angst und der Problematik einer Darstellung der Shoah oszillierten, ohne diese wirklich eins zu eins nachzuspielen. Diese Leistung hat schließlich bereits Steven Spielbergs »Schindlers Liste« vollbracht.

Unverhofftes Wiedersehen

Die Einladung des Goethe Instituts Tel Aviv, in Israel zu spielen, hatte mich ebenso gefreut wie geängstigt. Ich hatte damit gerechnet, dass besonders Überlebende der Shoah mit unserer Aufführung nicht viel anfangen konnten oder äußerst kritisch sein würden. Interessanterweise war das Gegenteil der Fall: Die jungen Zuschauer waren weitaus skeptischer und so entstanden an vielen Abenden spannende Diskussionen. Besonders anrührend empfand ich eine Episode: Ich stand draußen vor dem Theater, ich glaube, es war nach der zweiten Vorstellung, als ein Mann, sicher um die 80 Jahre alt, meinte, er hätte in der Zeitung davon gelesen, dass eine Gruppe aus Leipzig kommt und wäre deshalb gekommen, weil er in dieser Stadt aufgewachsen sei. Der Abend habe ihm sehr gut gefallen, noch viel schöner und faszinierender für ihn war jedoch, dass er unter den Zuschauern eine Frau entdeckte, die, wie sich herausstellte, ebenfalls in Leipzig aufgewachsen war. Sie wohnten damals nur wenige Straßen auseinander und hatten sich seit über siebzig Jahren nicht mehr gesehen. Diese ungewöhnliche Begegnung wird mir lange im Gedächtnis bleiben.

Auch besuchten wir 2010, ebenso wie 2016, die Shoah-Gedenkstätte Yad Vashem. Diese Besuche ließen die Kunst vor der Realität verblassen und weigern sich bis heute aus meiner Wahrnehmung zu verschwinden. Es ist ein seltsam schöner und ruhender Ort dachte ich beim ersten Betreten, habe ich wieder gedacht, als ich sechs Jahre später durch das Tal der Gemeinden lief, an den Städten Leipzig, Białystok, Frankfurt, Warschau, Budapest und Wilna vorbei, die in gelb-weißen Stein gehauen sind. Sie stehen dort in englischer und hebräischer Schrift und erinnern an die Gemeinden, die von den Nationalsozialisten zerstört und deren Einwohner umgebracht wurden. Auf meiner ersten Reise besuchten wir die Altstadt in Jerusalem, sahen Jogger und Hundebesitzer auf der Strandpromenade Tel Avivs laufen, aßen in der Hitze zerfließendes Eis auf dem Carmel Market, waren in einem Nationalpark und machten eine Bootstour, schauten aufs Meer, was auch in diesem Land wie durch ein Wunder genauso blau und weit war, wie anderswo.

Meine erste Begegnung mit diesem Land führte zu einer intensiven Beschäftigung, die bis heute von einer Liebe zur Literatur und der Notwendigkeit der Beschäftigung mit Antisemitismus und Antizionismus geprägt ist. Meine Mitgliedschaft und aktive Teilnahme in der DIG sehe ich als wichtige Möglichkeit, um Israel gegen seine Feinde zu verteidigen und um darauf aufmerksam zu machen wie notwendig auch und gerade heute eine bedingungslose Solidarität mit Israel ist. Bei meinem ersten Besuch fragte mich ein israelischer Schüler nach einer unserer Vorstellungen über die Shoah: »Don't you feel sorry?« »Yes« antwortete ich.



Salya Föhr
DIG Leipzig

Abgelehnter Antisemitismus-Beitrag Armutzeugnis für ARTE

Der öffentlich-rechtliche Fernsehsender ARTE lehnt die Ausstrahlung einer filmischen Dokumentation über Antisemitismus in Europa entgegen seiner ursprünglichen Zusage ab. Er wirft den Autoren formale Verstöße vor, doch es spricht erheblich mehr dafür, dass die Entscheidung politisch motiviert ist. Dem Sender passt offenkundig die Aussage des Films nicht.

Als Mahmud Abbas im Juni des vergangenen Jahres vor dem europäischen Parlament eine Rede hält, behauptet darin, es gebe in Israel Rabbiner, die die israelische Regierung aufgefordert hätten, das Trinkwasser im Westjordanland zu vergiften, um Palästinenser zu töten. Das sei eine »klare Anstiftung zum Massenmord am palästinensischen Volk«. Es ist die uralte antisemitische Lüge von den Juden als Brunnenvergiftern. Die Abgeordneten erheben sich gleichwohl am Ende der Ansprache und spenden dem Palästinenserpräsidenten minutenlang Beifall.

Jürgen Elsässer, Chefredakteur der Querfront-Zeitschrift Compact, zieht derweil auf einer Kundgebung vor dem Berliner Hauptbahnhof gegen »das internationale Finanzkapital« sowie »die Wall Street« vom Leder und ruft seinen Anhängern zu: »Wir müssen uns wehren sowohl gegen die Islamisierung wie gegen die Israelisierung und vor allem gegen die Amerikanisierung!«

Linksradikale Demonstranten nennen den jüdischen Staat unterdessen ein »Konstrukt des Imperialismus« und klagen gleichzeitig darüber, man dürfe »wegen des Hitler-Hintergrunds« nichts gegen Israel sagen, weil man sonst sofort als Antisemit bezeichnet werde. Eine ältere evangelische Friedensaktivistin wirft den Israelis ein »Hineinsteigern in die Opferpsyche« vor und behauptet, sie täten heute »etwas Ähnliches wie das, was ihnen selber widerfahren ist«, verhielten sich also wie weiland die Nazis gegenüber den Juden.

Dem Antisemitismus auf den Grund gegangen

All das und noch sehr viel mehr dokumentiert der 90-minütige Film »Auserwählt und ausgegrenzt – der Hass auf Juden in Europa«, die Autoren Joachim Schroeder und Sophie Hafner von der Film- und Fernsehproduktionsgesellschaft Preview Production aus München sind dafür viele tausend Kilometer durch Deutschland, Frankreich, Israel und den Gazastreifen gefahren. Sie zeigen aber nicht nur an ausgewählten Beispielen und Protagonisten eindringlich, wie virulent und wirkungsmächtig der Antisemitismus in beinahe allen politischen Lagern und Strömungen ist und welche unterschiedlichen Formen er annehmen kann, sondern sie ordnen ihn auch ein und zu, geschichtlich wie aktuell. Dazu dienen ihnen historische Aufnah-

men genauso wie zahlreiche Interviews, die sie mit renommierten Experten geführt haben, beispielsweise mit der Linguistin Monika Schwarz-Frisel.

Darüber hinaus gehen Schroeder und Hafner in Gaza der Frage nach, was genau eigentlich mit dem vielen Geld geschieht, über das die UNRWA, das Palästinenserhilfswerk der Vereinten Nationen, verfügt. Sie zeigen, dass es etlichen NGOs im Nahen Osten weniger um humanitäre Hilfe geht als vielmehr um die Dämonisierung und Delegitimierung des einzigen jüdischen Staates. Sie lassen aber auch palästinensische Studentinnen und Studenten aus dem Gazastreifen zu Wort kommen, die sich überraschend klar gegen die Hamas und deren Antisemitismus positionieren. All das widerspricht fundamental den landläufigen Gewissheiten, die »israelkritische« Europäer in Bezug auf die Tätigkeit humanitärer Organisationen einerseits und hinsichtlich der Palästinenser andererseits zu haben glauben.

Joachim Schroeder und Sophie Hafner ist eine herausragende Dokumentation gelungen, die dem Hass gegen Juden buchstäblich auf den Grund geht. Dabei arbeiten sie in ihrem Film überzeugend heraus, dass der moderne Antisemitismus längst nicht nur in umgekippten Grabsteinen auf jüdischen Friedhöfen und in körperlichen Angriffen auf Juden zum Ausdruck kommt. Sondern dass er im Hass auf den jüdischen Staat, im Antizionismus also, eine mittlerweile noch populärere und gesellschaftsfähigere Variante gefunden hat, die sowohl bei Linksradikalen als auch bei Rechtsextremisten sowie bei Islamisten und in der bürgerlichen Mitte beheimatet ist.

Wenn man an dem Film überhaupt etwas bemängeln kann, dann vielleicht, dass er bisweilen ein allzu atemberaubendes Tempo vorlegt und es nicht immer leicht ist, die immense Fülle und Dichte an Informationen, Schauplätzen, Blickwinkeln und Gesprächspartnern zu verarbeiten. Das aber ist nicht die Kritik von ARTE, jenem öffentlich-rechtlichen Sender, für den Schroeder und Hafner ihr Werk produziert haben – und der sich nun entgegen seiner Zusage weigert, die Dokumentation auszustrahlen. Zur Begründung heißt es in einem kurzen Schreiben des ARTE-Programmdirektors Alain Le Diberder vom 27. Februar dieses Jahres, der Film entspreche »in wesentlichen Punkten« nicht dem von der Programmkonferenz des deutsch-französischen Senders genehmigten Projekt.



Für die Filmaufnahmen recherchierte das Team auch in Israel und im Gaza-Streifen.

Foto: Sophie Hafner

Massive Widerstände bei ARTE

Dazu muss man wissen, dass das Filmprojekt im Sender nur gegen erhebliche Widerstände durchgesetzt werden konnte. Erstmals angeboten worden ist es nach Auskunft von Joachim Schroeder im Juni 2014; nach den islamistischen Terroranschlägen in Paris im Januar 2015 auf die Redaktion von Charlie Hebdo und einen koscheren Supermarkt lehnt ARTE es schließlich ab. Als Grund wird Schroeder zufolge angeführt, Leon de Winter, der den Film betreuen soll, sei »islamophob«, als Beleg für diese Behauptung dient das antisemitische Internetportal Electronic Intifada.

Schroeder lässt jedoch nicht locker, verzichtet auf de Winters Mitarbeit und reicht ein verändertes Konzept ein. Diesmal mit Erfolg: Im April 2015 gibt die Programmkonferenz des Senders grünes Licht – wenn auch nur mit knapper Mehrheit. Vor allem die französischen Teilnehmer seien weiterhin dagegen gewesen, sagt Schroeder, außerdem seien ihm zwei Bedingungen genannt worden: »Der Film müsse das Thema ‚ergebnisoffen‘ angehen. Und ich müsse Verständnis dafür haben, dass dies gerade für ARTE in Frankreich eine sensible Sache sei, weil man dort zwischen islamischer und jüdischer Lobby eingezwängt sei.«

Preview Production beginnt trotz dieser hanebüchernen Maßgaben mit den Dreharbeiten, Ahmad Mansour wird Berater, Sophie Hafner steigt als Mitautorin ein. In den letzten Monaten des Jahres 2016 folgen der Rohschnitt und die Vertonung, im Dezember nimmt Sabine Rollberg als Zuständige schließlich die Endfassung des Films ab. Alles scheint den geplanten Weg zu gehen, doch das täuscht. Denn jetzt beginnen die Schwierigkeiten erst richtig.

Rollberg gerät nach ihrem positiven Votum sowohl beim WDR als auch und vor allem bei ARTE massiv unter Druck. In Straßburg teilt man ihr mündlich mit, der Film sei »eine Provokation« und schütze »Öl ins Feuer«. Er sei weder ergebnisoffen noch multiperspektivisch, sondern »antimuslimisch, antiprotestantisch und proisraelisch«. Man könne ihn »angesichts der Terrorlage in Frankreich« nicht zeigen. Rollberg schlägt ARTE daraufhin ein redaktionelles Treffen vor, an dem auch Schroeder und Hafner teilnehmen sollen, doch das lehnt der Sender ab. Auf ihre schriftliche Bitte an Le Diberder um ein persönliches Gespräch reagiert der Programmdirektor nicht einmal.

Schroeder und Hafner versuchen ihrerseits ebenfalls, das Projekt zu retten. Unter anderem holen sie von sechs renommierten Experten – den Historikern Götz Aly und Michael Wolffsohn, dem Politikwissenschaftler Matthias Küntzel, der Sprachwissenschaftlerin Monika Schwarz-Friesel, dem Autor und Filmemacher Samuel Schirbeck sowie dem kanadischen Antisemitismusforscher Charles Small – schriftliche Stellungnahmen ein.

Ausnahmslos alle zeigen sich beeindruckt von dem Film, doch auch das vermag ARTE nicht umzustimmen. Der Sender äußert sich nicht einmal zu den Urteilen der Wissenschaftler.

Als Alain Le Diberder die Ausstrahlung schriftlich ablehnt, wendet sich Schroeder an den WDR-Intendanten Tom Buhrow, der die Antwort an seinen Fernsehdirektor Jörg Schönenborn delegiert. Schönenborn schreibt knapp, der WDR sei nicht zuständig, im Übrigen respektiere er die Entscheidung des ARTE-Programmdirektors. Auch Matthias Kremin, der Leiter der WDR-Abteilung Kultur und Wissenschaft, stellt sich in einer E-Mail an Schroeder hinter Le Diberder: Der Film sei zwar gewiss interessant, entspreche aber nun mal nicht der Vereinbarung, einen Überblick über den Antisemitismus in Europa zu geben. Zudem lehnt Kremin es ab, die Dokumentation ersatzweise ins Programm des WDR zu übernehmen.

Die Ablehnung ist ein Armutszeugnis

Götz Aly hat in einem Beitrag für die Berliner Zeitung zu der Gelegenheit geschrieben: »Die Sache stinkt zum Himmel.« Damit hat er zweifellos Recht. Die Blockadehaltung von ARTE und dem WDR, das unkollegiale Verhalten der Sendeanstalten gegenüber der verantwortlichen Redakteurin und die mündlichen Verlautbarungen legen vielmehr nahe, dass hier ein Film aus inhaltlichen, also politischen Gründen abgelehnt wurde. Aly spricht deshalb sogar von Zensur, und das dürfte den Kern treffen.

ARTE hat in der Vergangenheit immer wieder Filme ins Programm genommen, die Israel in dunklen Farben darstellen. Einer Dokumentation über Antisemitismus in Europa, die deutlich macht, dass die vermeintliche Kritik am jüdischen Staat zu meist nichts anderes ist als der alte Hass gegen Juden, will man dagegen keinen Sendeplatz einräumen. Dass Joachim Schroeder und Sophie Hafner einen klaren Standpunkt einnehmen, macht vielmehr eine Stärke der Dokumentation aus. Dass sie dem Publikum nun vorenthalten wird, ist nicht nur unverständlich, sondern ein Armutszeugnis. Ja, es ist sogar ein Skandal, der den Verdacht aufkommen lässt, dass der Sender die antisemitische Realität nicht wahrhaben und deshalb auch nicht zeigen will, weil er sich von dem Film, der linksliberale Gewissheiten nachdrücklich infrage stellt, selbst ertappt fühlt.

Alex Feuerherdt



David Rubingers berühmtestes Bild: Israelische Fallschirmjäger nach der Eroberung von Jerusalems Altstadt am 7. Juni 1967 an der Klagemauer.

David Rubinger (1924–2017)

Chronist einer Nation

Zum Tod des israelischen Journalisten und Pioniers der Dokumentationsfotografie

Vor allem der Geruch von Erbsensuppe rief bei David Rubinger Erinnerungen an seine Kindheit in Wien wach. Es waren Erinnerungen an eine verlorene Welt. »Rubinger muss Bilder im Geiste aufgenommen haben, lange bevor er seine erste Argus in Paris erhielt. Licht und Schatten haben wohl schon in seiner Kindheit eine große Rolle gespielt«, schrieb der israelische Schriftsteller Yoram Kaniuk über Rubinger.

David Rubinger wurde 1924 in Wien geboren. Kurz nach dem »Anschluss« Österreichs 1938 wurde er seiner Schule verwiesen und floh 1939 mithilfe der Jugend-*Alijah* ohne seine Familie nach Palästina. Seine Mutter sah er nie wieder – sie wurde im Holocaust ermordet. In Palästina lebte Rubinger einige Jahre im Kibbuz, bevor er 1942 in die Britische Armee eintrat.

Soldat

Den Zweiten Weltkrieg erlebte er als Soldat der jüdischen Brigade der britischen Armee in Italien. Nach dem israelischen Unabhängigkeitskrieg 1948 begann der Autodidakt Rubinger, als freiberuflicher Fotograf zu arbeiten – zunächst für lokale Medien, später für Magazine wie *TIME* und *LIFE*. Sein 1967 nach der Eroberung der Altstadt von Jerusalem im Sechstagekrieg entstandenes Foto israelischer Soldaten, die ehrfürchtig an der Klagemauer stehen, zählt zu den berühmtesten Aufnahmen in der Geschichte der Kriegsfotografie. Ein Honorar für sein bekanntestes Bild hat er jedoch nie erhalten. Seine Klage auf Vergütung wies der Oberste Gerichtshof mit der Begründung zurück, das Foto sei »nationales Kulturerbe«.

Das verdeutlicht die enorme Symbolkraft, die sein Werk heute in Israel genießt. Rubinger, Pionier der Presse- und Dokumentationsfotografie, begleitete die Geschichte Israels mit seiner Kamera und dokumentierte die turbulenten Phasen der Staatswerdung. Er schuf Bilder, die heute Teil der kollektiven Erinnerung Israels sind, und portraitierte sowohl Politiker und Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben, die maßgeblich zum Aufbau des Landes beigetragen haben, als auch Flüchtlinge oder einfache Frauen und Männer.

Sein Werk gewährt Einblicke in längst vergangene Lebenswelten: die Zeit des Britischen Mandats, Einwanderungswellen aus aller Welt, Überlebende der Schoah und ihre Ankunft in Palästina, die Aufbauarbeit der 50er- und 60er-Jahre und die Auffanglager für Neueinwanderer, die sich mit Koffern und Kisten auf den Weg in eine ungewisse Zukunft machten. Auch sehen wir in eindrucksvollen Momentaufnahmen die blutigen Demonstrationen in Jerusalem 1952 gegen die sogenannten Wiedergutmachungsverhandlungen mit Deutschland.



Foto: Michael Dolezal/picture alliance

Identität

In seinen Fotografien visualisierte David Rubinger öffentliche Debatten, dokumentierte politische Auseinandersetzungen und kriegerische Konflikte, zeigte aber auch große Politik und stille Momente des Alltags. David Rubinger war immer mittendrin, ohne sich einzumischen. Seine Werke erkunden das Lebensgefühl der Menschen in einem Staat auf der Suche nach Identität und Normalität. Seine Fotografien fügen sich zu einem beeindruckenden Zeitpanorama zusammen, das heute von den enormen Herausforderungen berichtet, denen das Land ausgesetzt war. Schimon Peres nannte ihn »den Fotografen einer im Entstehen begriffenen Nation«. Und Rubinger war mit seiner Biografie selbst Teil dieses Werdens, das bis heute eng mit der Suche nach Identität und Heimat verbunden ist. Er hat das Werden Israels fast acht Jahrzehnte mitgeprägt, und sein unverwechselbarer Blick ist heute Teil des visuellen Gedächtnisses Israels geworden. Im März ist David Rubinger im Alter von 92 Jahren in Jerusalem gestorben.

Dr. Alexandra Nocke
Kulturwissenschaftlerin

Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung der Jüdischen Allgemeinen.

Ari Rath (1925 – 2017)

Journalist und Zeitzeuge

Ari Rath, 1925 in Wien geboren, gehört zu den Persönlichkeiten, die Israels Geschichte mitgeprägt haben. Eigentlich Volkswirt und Zeitgeschichtler, widmete er sich schließlich ganz dem Journalismus, war 31 Jahre lang in führender Funktion bei der Jerusalem Post tätig und wurde damit zum Vorbild für eine Reihe israelischer Journalisten. Im Jahr 2005 verlieh ihm Bundespräsident Horst Köhler anlässlich seines 80. Geburtstages das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse für seine Verdienste um die deutsch-israelische Verständigung.

Laura und der Papiergroßhändler Josef Rath gaben ihrem zweiten Sohn den Namen Arnold und ihre polnische Staatsbürgerschaft, als er am 6. Januar 1925 in der Josefstadt in Wien zur Welt kam. Später zogen sie in den Wiener Stadtteil Alsergrund. Die Mutter litt an Morbus Basedow und nahm sich 1921 das Leben. 1931 wurde Ari Rath österreichischer Staatsbürger, bekam gleichwohl früh die Auswirkungen antisemitischer Tendenzen zu spüren, als er gemäß dem Erlass des damaligen Unterrichtsministers Schuschnigg am Wasagymnasium einer »Judenklasse« zugewiesen wurde, also noch vor dem Anschluss. 1937 feierte Ari Rath seine Bar Mitzwa im Müllnertempel. Im April 1938 wurde ausgerechnet in seiner bisherigen Schule die Parteizentrale der NSDAP eingerichtet. Der SA-Sturmführer Boris Zeilinger wurde als Kommissar bei der väterlichen Papiergroßhandlung Fried & Rath eingesetzt und übernahm wenig später die gesamten Geschäfte. Josef Rath wurde im Mai verhaftet und in das KZ Dachau deportiert.

Ari Rath wurde Mitglied der zionistischen Jugendorganisation »Makkabi Hazair«. Sein Ziel stand fest: er wollte nach Palästina. Doch mitten in seinem Alijah-Vorbereitungseminar für Palästina wurde er am 31. Oktober 1938 zur Zwangsarbeit eingezogen. Dem entzog er sich zusammen mit Freunden durch die Flucht. Zusammen mit seinem ein Jahr älteren Bruder Maxi schaffte er es nach Triest an Bord des italienischen Dampfschiffs MS »Galiläa« mit Kurs nach Haifa. An seine Wiener Freunde schrieb er zum Abschied: »Aber trotz allem kann ich nicht ermesen, dass es jetzt ernst ist. Aber eines stärkt einen, dass man nach Eretz fährt und dass man für sein Volk etwas leisten kann.« Mit seinem Bruder nimmt er sich vor, künftig nur noch Hebräisch zu sprechen.

Bis 1941 wird er im Ahawah-Jugendheim in Kirjat Bialik ausgebildet und landet nach mehreren Zwischenstationen im Kibbuz Hamadia. Er studiert Geschichte und 1946 wird er für zwei Jahre nach New York zur Anwerbung junger Juden für die Kibbuz-Bewegung geschickt. Bei seiner Ankunft sieht er seinen Vater wieder, zusammen mit seinem Bruder Maxi, seiner Halbschwester Henny und seiner Stiefmutter Rita. Sein Vater hatte

Buchenwald mit schweren Gesundheitsschäden überlebt. Ari Rath: »Wir haben nie wieder deutsch miteinander gesprochen.«

In New York lernte er Golda Meir kennen und freundete sich mit Teddy Kollek an, der ihn für Waffen- und Munitionsbeschaffung einspannte. Auf dem Schiff »Russia« half er, 40 000



Wer Ari Rath zu Lebzeiten in einer Diskussion zuhören durfte, versteht auf Anhieb, weshalb er seiner Autobiografie den Titel »Ari heißt Löwe« gab, denn er konnte mit Löwenmut streiten.

Foto: Robert Newald/picture alliance



Ari Rath war als einziger Journalist beim ersten Treffen von David Ben-Gurion und Konrad Adenauer am 14. März 1960 im Hotel Waldorf-Astoria in New York dabei.

Foto: ullstein bild/BPA

Bazooka-Granaten für den Freiheitskampf nach Palästina zu verschiffen. Erste journalistische Erfolge gelangen ihm mit der Meldung, dass die Ostblockstaaten die Teilung Palästinas und die Gründung eines jüdischen Staates befürworteten, was ihn nicht darüber hinweg tröstete, die Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel am 14. Mai 1948 nicht daheim erlebt zu haben. Dafür übernahm er Ende 1948 das Kommando über das Motorschiff »Caesarea« in Marseille mit 900 Immigranten an Bord und brachte sie sicher nach Israel.

Mit Adenauer und Ben-Gurion im Waldorf-Astoria

Nach weiteren Zwischenstationen auf Kibbuz-Ebene, als Generalsekretär der Vereinigten Jugendbewegung und einem Studium der Volkswirtschaft und Geschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem begann er als diplomatischer Korrespondent 1958 bei der »Jerusalem Post«, wurde 1960 Redakteur und 1961 Chef vom Dienst. Unvergessen sein Bericht über das erste Gespräch von Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer mit David Ben-Gurion, an dem er als einziger Journalist im Waldorf-Astoria-Hotel in New York dabei war: Journalist und Zeitzeuge!

Ausflüge in die praktische Politik waren ihm nicht fremd: Er beriet Ministerpräsident Levi Eschkol, wäre fast sein Regierungssprecher geworden, was Golda Meir jedoch verhinderte. Schimon Peres machte ihn zum Wahlkampfmanager von Ben-Gurion bei den Wahlen 1965, die in einer krachenden Niederlage mit gerade mal 10 Sitzen in der Knesset endeten.

1976 kämpfte Ari Rath als Freiwilliger im Sechstagekrieg im Range eines Oberfeldwebels eines Infanterieregiments der Jerusalemer Brigade. Im Mai 1973 führte er das letzte Interview mit Ben-Gurion und war am 11. September 1973 Zeitzeuge beim

Putsch gegen Salvador Allende in Santiago de Chile von seinem Hotel gegenüber der Moneda. Er hatte großes Glück, dass ihn ein Schrapnell eines MG nur lebensgefährlich verletzte, nicht aber tötete.

1975 erreichte er im Herbst den Zenit seiner journalistischen Karriere als Chefredakteur und Herausgeber der »Jerusalem Post«, die im Herbst 1989 ihren Eigentümer wechselte. Der neue Eigentümer, die kanadische Hollinger Inc., entließ Ari Rath, um das Erscheinungsbild und die Ausrichtung der Zeitung ändern zu können.

Was kam danach noch? Ari Rath engagierte sich für die englische Ausgabe von »Haaretz«, wirkte 1991 an den Vorbereitungen für die Osloer Friedensverhandlungen mit und beförderte den Dialog zwischen Palästinensern, Israelis und Deutschen, den die Konrad-Adenauer-Stiftung in Gang gesetzt hatte.

2005 nahm er zusätzlich zur israelischen auch wieder die österreichische Staatsangehörigkeit an. 2012 erschien seine Autobiographie »Ari heißt Löwe« im Paul Zsolnay Verlag, Wien. Darin schreibt er: »Mein Leben lang habe ich optimistisch in die Zukunft geblickt, und trotz aller Hindernisse schien mir die Zukunft des Staates Israel sicher. Heute bin ich pessimistischer denn je!«

»Einspruch, Euer Ehren!« möchten wir Hinterbliebenen Ari Rath an seinem Grab im Kibbuz Givat HaShlosha nachrufen, denn er hat uns Nachlebenden zu seinen Lebzeiten tausende Gründe hinterlassen, auch in dunklen Zeiten an das Licht am Ende des Tunnels zu glauben. Ruhe in Frieden, Ari Rath!

Eckhard-Rainer Kendler



Felix Burian zeigt auf das Foto, das ihn 1938 kurz vor seiner Auswanderung nach Palästina in Wien zeigt (aufgenommen anlässlich der Ausstellungseröffnung »Israelis & Deutsche« im Oktober 2015 in Tel Aviv)

Foto: Uri Ishay/IDG

Felix Burian (1925 – 2017) Wegbereiter der deutsch-israelischen Beziehungen

Bescheiden und uneitel begann Felix Burian – in unverkennbarem Wienerisch – erst vor einigen Jahren von seinem Leben mit dem VW-Käfer in Israel zu sprechen. Es ist eine symbolhafte Geschichte: er hatte den Mut, bereits 1960 in Israel eine erste Volkswagen-Vertretung zu eröffnen und den einst auf Hitlers Initiative hin entwickelten, familientauglichen und erschwinglichen Kleinwagen – nur 15 Jahre nach Kriegsende und schon fünf Jahre vor der Aufnahme offizieller Beziehungen zwischen Deutschland und Israel – ebenso unbeirrbar wie erfolgreich an Israelis zu verkaufen. Das zunächst verhasste »Deutsche« war, in Form von Volkswagen, auch durch Felix Burians Dazutun, zunehmend in Israels Alltag präsent und prägte – ganz beiläufig – das vertraute Straßenbild. So wurde dieser mutige Unternehmer zum Vorreiter und hat auf seine besondere Weise zu einer Normalisierung der Beziehungen beigetragen.

Die Fotografien in Felix Burians privatem Fotoalbum sind auf Deutsch beschriftet. Ein vergilbtes Schwarzweiß-Foto, versehen mit der Jahreszahl 1960, zeigt eine Gruppe von 14 Männern und einer Frau, die auf einem Industriebauhof im Freien aufgereiht vor mehreren Autos posieren. Im Hintergrund mittig sehen wir ein großes Schild mit dem VW-Logo an einer Mauer angebracht und erahnen das Wort »Service« darunter. Weiter entfernt stehen Eukalyptus-Bäume und ein kubisches

mehrstöckiges Gebäude im Stil der 1940er Jahre. Die Sonne ist gleißend und wirft harsche Schatten auf den staubigen Boden, einige der abgebildeten Mechaniker tragen Sonnenbrillen und zerzauste Stirnlocken, wie sie in den 1950er Jahren in Israel Mode waren. »Das ist mein erster eigener Betrieb, Felix & Co., in Zentral Tel Aviv. Meine Kunden kannten mich nur unter Felix – man glaubte, das sei mein Familienname. Meine Frau Netty hat man mit Geweret Felix [hebr. Frau Felix] angesprochen«,



Felix Burian im Verkaufsgespräch, Tel Aviv, 1960

Foto: Felix Burian, Privatsammlung



Seit den 1960er Jahren schaltet Felix Burian Anzeigen in der hebräisch- und deutschsprachigen Presse in Israel. Er wirbt u.a. mit: »Deutsche Wertarbeit und Präzision – das ist der Ruf der Deutschen.«

© Felix Burian,
Privatsammlung

erklärte Felix Burian. Er berichtete stolz über seinen Erfolg: 1960 wurden im automobilhungrigen Israel die Grenzen für den freien Import von Autos geöffnet, und Felix Burian war der erste VW-Händler für die vom Generalimporteur Vesra eingeführten VWs. Über die Jahrzehnte führte Burian seinen Volkswagen Service-Betrieb mit Werkstatt und Verkauf zielstrebig zu einem großen Autohaus, das über die Grenzen von Tel Aviv hinweg bekannt ist. Erst im Jahr 2000 verkaufte er diesen Betrieb, der allerdings immer noch seinen Namen trägt. Auf allen dort verkauften VWs klebt bis heute der kleine Adressaufkleber mit der Aufschrift: Felix & Co. auf der Rückscheibe.

1925 geboren, verbrachte Felix Burian seine Kindheit in Wien, wo er ein humanistisches Gymnasium besuchte. Nach dem ‚Anschluss‘ 1938 musste er seine Heimat verlassen und floh gemeinsam mit seinen Eltern ‚illegal‘ nach Palästina. Wie außergewöhnlich diese Geschichte von Felix Burian ist, der sich in Palästina zum Automechaniker ausbilden ließ, dann 1946 seine erste eigene Werkstatt und 1960 die erste VW-Vertretung in Israel eröffnete, verdeutlicht ein Blick zurück: Nach der Shoah, zum Zeitpunkt der Gründung Israels und der Bundesrepublik Deutschland Ende der 1940er Jahre, herrschte zwischen Deutschland und Israel Sprachlosigkeit. Atmosphärisch prägend

war der offizielle israelische Boykott deutscher Waren und Kulturgüter sowie die Ächtung jeglichen Kontaktes zu Deutschland ganz allgemein.

Felix Burians Lebensgeschichte wurde zentraler Bestandteil der Wanderausstellung »Israelis & Deutsche«, denn seine Flucht, der Verlust von Heimat und das scheinbar im Gegensatz dazu stehende Unerschütterliche und Zielstrebige im Berufsleben, das eng mit Deutschland verwoben ist, erzählt auch die »große« politische Geschichte von Entspannung und Dialog der deutsch-israelischen Beziehungen. Im Oktober 2015 kam Felix Burian gemeinsam mit seiner Enkelin zur Eröffnung der Ausstellung »Israelis & Deutsche« in Tel Aviv. Er stand voller Stolz vor dem Modul, das seine Geschichte als Brückenbauer erzählt, zeigte auf das Foto, das ihn 1938 in Wien als Jungen in Lederhosen abbildet und gab Presse-Interviews.

In den letzten Monaten seines Lebens erblindete Felix Burian fast vollständig. »Ich sitze hier auf meinem Sessel und denke über alles, was gewesen ist, nach. Die Bilder vor meinem inneren Auge sind schön.« Felix Burian ist am 27. April 2017 in Tel Aviv gestorben.

Dr. Alexandra Nocke
Kulturwissenschaftlerin

Der Artikel basiert auf lebensgeschichtlichen Interviews, die die Autorin zwischen 2013 und 2017 mit Felix Burian geführt hat.



Felix Burian mit seiner Frau Netty und seinen Mitarbeitern auf dem Hof seiner Werkstatt

Foto: Felix Burian, Privatsammlung

Eine Explosion: Marko Martins Tel Aviv

»Die Einsamkeit nördlicher Metropolen«, die »Kuppel aus Sonnenlicht und Erinnerung«: hier ist er, der Unterschied zwischen Reisebeschreibung und Dichtung: das Wiedererkennen von Orten, die man nie gesehen, die Überraschung angesichts eigener Emotionen, von anderen ausgedrückt, das Erlebnis, einen unbekanntem Ort zu sehen, zu hören, zu riechen, die Gewissheit, ihm vertraut zu sein.

Welche Stadt könnte es sein, die eine Polarität bildet zur nördlichen Einsamkeit? Vielleicht Neapel? Neapel gehört den Neapolitanern. Algier? Algier haben wir schon fast vergessen. Bleibt Tel Aviv: jene laute, heiße, schmutzige, hochhausglitzernde, internationale, freie Stadt am Meer, in die uns der Dichter als Reiseführer mitnimmt: Marko Martin beschreibt unser aller Tel Aviv, beschreibt mein Tel Aviv, beschreibt sein Tel Aviv – und die Qualität des vorliegenden Buches ist, dass kein Besitzanspruch in Bezug auf das pulsierende

Herz des Nahen Ostens ungültig ist. »Tel Aviv – Schatzkästchen und Nusschale, darin die ganze Welt«. Wenn man ein Buch mag, muss dann auch der Titel gefallen? Mir ist die Nusschale zu klein, das Schatzkästchen eine riesige Truhe und die Begrenzungen der Stadt imaginär.

Marko Martin kommt aus einem sächsischen Dorf, kannte die gewollte Beschränktheit und Enge des damaligen »anderen Deutschland«. Sein nächstes Zuhause war der Bodensee: eine Landschaft, die so schön ist wie in einem Malkurs, mit Menschen, die hartnäckig freundlich sind.

Das andere Tel Aviv

Tel Aviv ist eine Explosion. So ist es kein Zufall, dass Martin diese Stadt gefunden hat und sie ihn. Hier ist das andere, das heutige Tel Aviv. Die Ben Yehuda, aber nicht mehr eine einzige Reminiszenz an das verlorene Deutschland, sondern

schräge Clubs, billige Dormitorien, kehliges Arabisch ... Bücher, Literatur, ja, aber nicht die der Emigranten, die verzweifelt mit nicht vergleichbarer Sprache kämpften, sondern Nir Baram, Asaf Gavron, Michal Zamir, die über Attentäter schreiben oder Vergewaltigungen in der Armee oder über die Globalisierung, deren Ende während des Entstehens dieser Rezension nahe scheint.

Ich wusste es, bevor ich Marko Martin kannte: Es war höchste Zeit für ein anderes Buch über Tel Aviv. Über Tel Aviv, gegenwärtig. Über Tel Aviv, wie es nicht in den Hotels auf der Hayarkon, nicht in den Herbergen der Pilger und nicht im Verständnis der Städtepartnerschafts-Kommunalpolitiker existiert. Marko Martin liefert eine großartige Beschreibung von Tel Aviv – einer Stadt, die uns nicht besenrein übergeben wird. Noch nie war mehr Tel Aviv.

Claudia Korenke



Marko Martin verließ im Mai 1989 als Kriegsdienstverweigerer die DDR und lebt – sofern er sich nicht in Tel Aviv aufhält – als freier Schriftsteller in Berlin. Zu seinen zahlreichen Veröffentlichungen zählen unter anderem der Roman »Der Prinz von Berlin«, die literarischen Tagebücher »Sommer 1990« und »Madiba-Days. Eine südafrikanische Reise.« In der »Anderen Bibliothek« erschienen zuletzt die Erzählbände »Schlafende Hunde« und »Die Nacht von San Salvador«.

Foto: Anke Illing



Marko Martin
Tel Aviv – Schatzkästchen und Nusschale, darin die ganze Welt
Corso im Verlagshaus Römerweg,
Wiesbaden 2016
160 S., € 28,00
ISBN 978-3-7374-0723-6

Rosa Brille als Erkenntniswerkzeug

»Allein unter Deutschen«, »Allein unter Juden«, und »Allein unter Amerikanern« hießen die bisher erschienen Bücher des israelisch-amerikanischen Bestseller-Autors Tuvia Tenenbom, der hierzulande auch als ZEIT-Kolumnist eine große Leserschaft erreicht. »Allein unter...« weist auf seine Recherche-Methode hin, Menschen zu treffen und ihnen neugierige Fragen zu stellen, wobei er sich oft als jemand anderes ausgibt, als er ist. Seine Mimikry und Sprachgewandtheit fördern vieles zutage, was sonst nicht offen ausgesprochen wird.

Seine Fragen stellt Tuvia Tenenbom mal wie ein unschuldiges Kind, mal wie ein bohrender Investigativjournalist, mal wie ein ganz normaler Mensch. Auch sein Markenzeichen, die rosa Brille, ist ein bemerkenswertes Detail, woraus man jedoch nicht schließen darf, dass seine Weltsicht rosa gefärbt sei. Die rosa Brille hat eine ganz andere Funktion, doch davon später.

Begnadeter Entertainer

Rosa blühten auch die Kirschbäume vor der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf, wo Tuvia Tenenbom sein neuestes Werk, »Allein unter Flüchtlingen«, am 4. April vorstellte. Zuerst las eine junge Dame ein Kapitel aus dem Buch vor, dann kam der Star des Abends selbst nach vorne und entfachte die Diskussion. Warum er nicht selber vorgelesen hat? Weil die Menschen nach drei Minuten einschlafen, wenn Autoren aus ihren eigenen Büchern vorlesen, erklärte er, und hatte die

Lacher auf seiner Seite. Tuvia Tenenbom hat Theatererfahrung und weiß, wie man ein Publikum begeistert.

Für seine neues Buch ist Tuvia Tenenbom quer durch die Republik gereist. Er war in Flüchtlingsunterkünften, Bürgermeisterbüros, Straßencafés und an vielen anderen Orten. Er hat mit Flüchtlingen, freiwilligen Helfern und auch mit Politikern gesprochen, so mit Volker Beck (dessen Antworten im Buch größtenteils geschwärzt wurden), Gregor Gysi, Boris Palmer, Henriette Reker, ja sogar mit der »Dämonin« Frauke Petry, die der Autor sogar mochte. Man erfährt Bemerkenswertes über die Integrationsbemühungen in der »Flüchtlingsnation Deutschland«, so zum Beispiel »wie syrische Männer bei deutschen Frauen Kartoffeln schälen lernen« und »wie Daimler einem Flüchtling das Schrauben beibringt«. Unter der Überschrift: »Erst warfen sie Feuerwerkskörper auf die Kirche, dann vergewaltigen sie die weißen Mädchen« wird auch ein dunkles Kapitel des Flüchtlingsthemas, die Silvesternacht in Köln, beleuchtet. Tuvia Tenenbom war seinerzeit in New York und hat aus den sozialen Medien von den Vorfällen in Köln erfahren. Den sozialen Medien war es seiner Meinung nach zu verdanken, dass die deutschen Mainstream-Medien die Sache nicht verschweigen konnten, was sie wohl lieber getan hätten.

Journalismus als Volkspädagogik?

Auch deshalb fällt sein Urteil über die Medienmacher in Deutschland wenig

schmeichelhaft aus: »Die meisten deutschen Journalisten, die ich kennengelernt habe, halten den Journalismus für ein Instrument der Volkspädagogik, bei dem Tatsachen viel weniger zählen als das richtige Denken. In ihrer Selbstwahrnehmung stehen sie eine Stufe über den Massen und halten es für eine Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Leute das Richtige denken...«

»Allein unter Flüchtlingen« ist im Zeitalter der »Fake News« eine erfrischende, humorvolle, aber auch ernsthafte Wahrheitssuche, die dem Autor gelingt, weil er den Menschen auf Augenhöhe begegnet, anstatt sie von oben herab zu betrachten. Bei seinen vielen Begegnungen gewinnt er auch interessante Einsichten darüber, wie er selbst von anderen wahrgenommen wird. Die rosa Brille spielt dabei eine wichtige Rolle, wie er ironisch anmerkt: »So eine rosa Brille ist etwas Besonderes. Das können sie mir glauben. In Amerika und Israel halten mich die Leute, wenn sie mir das erste Mal begegnen, für schwul. In Deutschland verleitet meine rosa Brille manch einen zu dem Glauben, ich sei ein Intellektueller. Und die ganz komplexen Persönlichkeiten sehen in mir einen schwulen Intellektuellen.«

Jürgen Sterzenbach



Tuvia Tenenbom
Allein unter Flüchtlingen
 Suhrkamp Verlag
 234 Seiten, € 13,95
 ISBN 978-3518467589



Tuvia Tenenbom stellte seine neues Buch »Allein unter Flüchtlingen« in der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf vor. V. l. n. r.: Jaques Abramovich, Oded Horowitz, Tuvia Tenenbom und Oberrabbiner Raphael Evers.

Der israelische Nationalstaat

Wer sich im deutschen Sprachraum auf einer seriösen Basis mit der inneren Verfasstheit der israelischen Gesellschaft, gerade im Bezug auf das Verhältnis von Staat und Religion bzw. auch dem scheinbaren Widerspruch, die einzige Demokratie im Nahen Osten und gleichzeitig der jüdische Nationalstaat zu sein beschäftigen will, hat es nicht leicht.

Außerhalb des Mainstream-Buchhandels, welcher meist nur tendenziell antizionistische Pamphlete oder – seltener – polemische Parteinahmen für Israel im Angebot hat, finden sich neben Publikationen der Bundeszentrale für politische Bildung, die aufgrund ihres Überblickcharakters oftmals oberflächlich bleiben müssen nur wenige vertrauenswürdige Arbeiten. Beispielhaft genannt seien hier *Anton Pelinkas* nicht unumstrittener Versuch, Israel als »Normalstaat« in einen vergleichenden Bezug zu anderen Staaten zu setzen, oder auch das Anspruch und Realität des zionistischen Traums vergleichende Werk *Michael Brenners*.

Der kürzlich im Berliner Verlag Edition Critic erschienene Titel »*Der israelische Nationalstaat. Politische, verfassungsrechtliche, verfassungsrechtliche und kulturelle Herausforderungen*«



Fania Oz-Salzberger und Yedidia Z. Stern (Hrsg.)

Der israelische Nationalstaat

Politische, verfassungsrechtliche und kulturelle Herausforderungen
Verlag Edition Critic Berlin 2017
465 Seiten, € 28,00
ISBN 978-3-946193-05-0

rechtliche und kulturelle Herausforderungen« herausgegeben von der Historikerin *Fania Oz-Salzberger* und dem Juristen *Yedidia Z. Stern* hat das Potential, die kurze Liste von seriösen Buchtiteln zum Thema zu erweitern und künftig als Standardwerk zu gelten. Die deutsche Übersetzung des bereits 2014 auf Englisch veröffentlichten Bandes durch Clemens Heni und Michael Kreuz konnte mit großzügiger Unterstützung des Deutschen Fördererkreis der Universität Haifa realisiert werden. Der Sammelband umfasst auf über 400 Seiten die auf mehreren internationalen Konferenzen in Melbourne in den Jahren 2010 bis 2012 gehaltenen Beiträge israelischer Wissenschaftler aus so unterschiedlichen Bereichen wie Geschichte, Politikwissenschaft, Jura, Philosophie und weitere.

Viele Klischees wiederlegt

Das Buch bietet den interessierten Lesern, wie es auf dem Klappentext heißt, »den aktuellen Forschungsstand [...] zu Israels sich endlos fortsetzendem Theater der Staatskunst.« Zu seinen diversen öffentlichen Debatten, sowie juristischen und kulturellen Dramen. Die hier vorgestellten Analysen können aber viele zum Klischee verkommene vermeintliche Gewissheiten über die unüberbrückbar erscheinenden Gräben innerhalb der israelischen Gesellschaft widerlegen.

So argumentiert zum Beispiel der Haaretz-Kolumnist Alexander Jakobson in seinem Beitrag »*Driftet die israelische Gesellschaft auseinander?*« gegen das sowohl in israelischen Medien wie auch in der europäischen Berichterstattung häufig gezeichnete Bild einer sich allmählich in voneinander entfremdete kulturelle Ghettos zurückziehenden Gesellschaft. Er kann anhand verschiedener Fakten nachweisen, dass das einst utopische Projekt der geeinten jüdischen Nation mit gemeinsamer hebräischer Sprache und israelischer Identität aller weiterhin bestehender Schwierigkeiten zum Trotz eine bemerkenswerte Erfolgsgeschichte geworden ist. Wie auch in vielen weiteren Artikeln des Bandes wird hier besonderes Augenmerk auf die Diskrepanz zwischen säkularen und religiösen Kräften gelegt. Die Ergebnisse dieses

Autors werden zwar von ihm selbst in zwei aktualisierten Anmerkungen (2014 und 2017) zum Ende des Artikels aufgrund der politischen Verschiebungen bzw. dem parlamentarischen Rechtsruck der letzten Jahre relativiert, doch hält er an seiner grundsätzlichen Einschätzung über erkannte langfristige Trends zur positiven Entwicklung und innerer Entspannung der israelischen Gesellschaft fest. Generell ist die behauptete Unvereinbarkeit von demokratischer Kultur und jüdischer (religiöser und nationaler) Identität ein wiederkehrendes Thema in den übersichtlich und kurz gehaltenen Kapiteln des Buches. So kann Herausgeberin *Oz-Salzberger*, die in Deutschland vor allem durch das zusammen mit ihrem Vater *Amos Oz* herausgegebene Buch *Juden und Worte* bekannt geworden ist, in ihrem Artikel »*Zuerst demokratisch, dann jüdisch: eine Grundlegung*« überzeugend darlegen, dass Israel weit davon entfernt ist, eine Theokratie oder Ethnokratie zu sein, wie es von verschiedenen Gegnern des Judenstaates immer wieder ins Feld geführt wird.

Kritisch, aber pro-zionistisch

Auch über andere verbreitete Mythen und problematisierte Themenfelder der israelischen Staatlichkeit und ihre spezifischen Kontexte können die Autoren aufklären, zum Beispiel in der Frage der Einwanderungspolitik oder des Minderheitenschutzes. Wobei *Michael Karayanni*, Professor für Rechtswissenschaft in letzterem Fall kritisch anmerken muss, dass die auch von Israelfreunden häufig als demokratisch-multikulturelle Errungenschaft wahrgenommene und propagierte Gewährung bestimmter Privilegien für arabische Religionsgerichte bei genauerer Betrachtung eher der Segmentierung der Minderheitengruppe dient und zur Einschränkung von Individualrechten zum Beispiel für Frauen führen kann. Diese kritische, problematische Aspekte nicht verschweigende, aber eben trotzdem pro-zionistisch argumentierende Haltung der dem säkularen, liberalen bis linken Spektrum entstammenden Beiträge machen den besonderen Reiz der Lektüre aus. Die mit zahlreichen Anmerkungen und Verweisen gespickte, solide wissenschaftliche Grundlage, auf

der die sehr unterschiedlichen Beiträge aufgebaut sind, bilden hierbei die große Stärke des Buches, welches sich wohl-tuend von den manchmal polemischen Verteidigungsschriften bestimmter Israelfreunde abhebt. Es muss aber an dieser Stelle angemerkt werden, dass es sich hier nicht unbedingt um ein Buch für neu ins Thema Einsteigende handelt, was den manchmal sehr fachspezifischen

Zugängen mit teilweise anspruchsvoll zu lesenden Texten geschuldet ist. Für alle Israelfreunde, die sich jenseits bloßer Bekenntnispolitik ernsthaft mit ihrem Forschungsgegenstand auseinandersetzen wollen, ist diese Veröffentlichung unbedingt empfehlenswert und als seriöse Informationsquelle unabdingbar. Wer glaubt, bereits alle Fakten und Argumente zu Israel zu kennen, wird

bei der Lektüre dieses Bandes, der in der Reihe *Studien zum Nahen Osten* des Berlin International Center for the Study of Antisemitism (BICSA) erschienen ist, eines besseren belehrt. Das Inhaltsverzeichnis sowie eine Leseprobe werden auf der Verlagsseite bereit gestellt.

Robin Nellen

Kompetente Hintergrundinformationen

Jetzt erhältlich!



Alte und neue Formen des Antisemitismus in unserer Gesellschaft

Exemplare



Boykottbewegungen gegen Israel

Exemplare



Das Israelbild in deutschen Schulen und Schulbüchern

Exemplare



Der Sechstagekrieg 1967. Ursachen. Verlauf. Folgen.

Exemplare

Bestellformular

Name _____ Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Ort _____

Datum _____ Unterschrift _____

Per Post:
Deutsch-Israelische Gesellschaft e.V.
Littenstraße 105, 10179 Berlin

Per Fax: 030 / 80907031
Per Mail: info@digev.de
Per Download: www.digev.de

Erinnerung sichtbar machen: 80 Jahre Reichspogromnacht



Die am Ufer der Pegnitz gelegene Nürnberger Synagoge in einer Ansicht um das Jahr 1900. Sie wurde schon im August 1938 auf Anweisung von Julius Streicher zerstört. Zur Rechtfertigung gab er an, dass die Synagoge »das schöne deutsche Stadtbild empfindlich stört«.

Foto: Wikimedia Commons

Am 9. November 2018 wird sich zum 80. Mal die Reichspogromnacht von 1938 jähren. Damals brannten in Deutschland 1400 Synagogen, Gebetsräume und weitere jüdische Versammlungsstätten. Mehrere tausend Geschäfte, Wohnungen und jüdische Friedhöfe wurden zerstört beziehungsweise geschändet. 400 Juden wurden ermordet oder in den Suizid getrieben.

Die Zentrale für Unterrichtsmedien im Internet (ZUM.de) möchte das mahnende Gedenken an diese verhängnisvolle Nacht wachhalten und koordiniert hierzu das bundesweite Projekt »Erinnerung sichtbar machen: 80 Jahre Reichspogromnacht 2018«. Im Mittelpunkt soll die Frage stehen: »Was wurde aus den niedergebrannten Synagogen in Deutschland?« Schulklassen, Kurse, Schülergruppen und auch einzelne Schülerinnen und Schüler sollen angeregt werden, altes Bildmaterial zu Synagogen ihrer Stadt zu recherchieren und in einer speziellen Datenbank so zu publizieren, dass ein optischer Vergleich mit der heutigen Situation aus identischem Blickwinkel ermöglicht wird.

Zusätzlich zum Bildmaterial sollen zu jedem Klassenprojekt Texte, Videos und Audiobeiträge eingestellt werden. Die Schüler können zum Beispiel noch lebende Zeitzeugen oder deren Nachkommen interviewen, daraus einen Radio- oder Youtube-Beitrag schneiden und diesen dem Projekt beifügen. Auch die Archive der Städte und Gemeinden sowie lokale Zeitungen können ausgewertet werden. Die besten Arbeiten werden prämiert.

Der Schirmherr des Projekts, DIG-Ehrenpräsident Dr. h.c. Johannes Gerster, begründet dieses ambitionierte Vorhaben: »Wir wollen junge Menschen dort packen, wo sie zu erreichen sind. Ihr Umgang mit Handys, Augmented und Virtual Reality wird genutzt, um Erinnerung sichtbar zu machen.« Das Projekt wird inhaltlich von Prof. Dr. Karl-Friedrich Fischbach aus Freiburg geleitet. Die technische Betreuung haben die Betreiber der Internetseite Future History (www.future-history.de) übernommen. Sie stellen die projektbezogene Software kostenlos zur Verfügung.

Weitere Informationen und Anmeldung im Internet

unter reichspogromnacht.zum.de
(www.zum.de/portal/Erinnerung-sichtbar-machen-80-Jahre-Reichspogromnacht-2018)
oder auf Facebook unter
www.facebook.com/erinnerung-sichtbarmachen.



Die DIG vor Ort



Augsburg-Schwaben e.V.
augsburg-schwaben@digev.de

Baden-Baden
baden-baden@digev.de

Bayreuth-Oberfranken
bayreuth-oberfranken@digev.de

Berlin-Brandenburg e.V.
berlin-potsdam@digev.de

Bielefeld
bielefeld@digev.de

Bodensee-Region
bodensee-region@digev.de

Bonn
bonn@digev.de

Braunschweig
braunschweig@digev.de

Bremen-Unterweser e.V.
bremen@digev.de

Chemnitz
chemnitz@digev.de

Cottbus
cottbus@digev.de

Dresden
dresden@digev.de

Duisburg-Mülheim-Oberhausen
duisburg@digev.de

Düsseldorf
duesseldorf@digev.de

Erfurt
erfurt@digev.de

Franken
franken@digev.de

Frankfurt am Main
frankfurt@digev.de

Freiburg
freiburg@digev.de

Hagen-Märkischer Kreis
hagen@digev.de

Halle-Umland
halle@digev.de

Hamburg
hamburg@digev.de

Hannover
hannover@digev.de

Heidenheim
heidenheim@digev.de

Heilbronn-Unterland
heilbronn-unterland@digev.de

Kassel
kassel@digev.de

Köln
koeln@digev.de

Leipzig
leipzig@digev.de

Magdeburg
magdeburg@digev.de

Mainz
mainz@digev.de

Mannheim/Rhein-Neckar
rhein-neckar@digev.de

Memmingen
memmingen@digev.de

München
muenchen@digev.de

Münster
muenster@digev.de

Nordhausen
nordhausen@digev.de

Nürnberg-Mittelfranken
nuernberg@digev.de

Oldenburg
oldenburg@digev.de

Osnabrück
osnabrueck@digev.de

Ostfriesland
ostfriesland@digev.de

Rosenheim
rosenheim@digev.de

Saar
saar@digev.de

Schleswig-Holstein
schleswig-holstein@digev.de

Schwerin
schwerin@digev.de

Speyer-Pfalz
speyer-pfalz@digev.de

Region Stuttgart e.V.
stuttgart@digev.de

Trier
trier@digev.de

Ulm / Neu-Ulm
ulm@digev.de

Weimar
weimar@digev.de

Westmünsterland
westmuensterland@digev.de

Wiesbaden
wiesbaden@digev.de

Witten
witten@digev.de

Würzburg
wuerzburg@digev.de

Junges Forum
jufo@digev.de

DIG-Bundesgeschäftsstelle

Bärbel Metz

Leiterin der Bundesgeschäftsstelle

Littenstraße 105, 10179 Berlin

Tel. 030 / 80907028, Fax: 030 / 80907031

info@digev.de, www.digev.de

NEUE
ANSCHRIFT!



DIE LEITSÄTZE DER DEUTSCH-ISRAELISCHEN GESELLSCHAFT

Unsere Ziele sind klar definiert: Die Deutsch-Israelische Gesellschaft will die menschlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Verbindungen zwischen Deutschen und Israelis festigen und weiterentwickeln. Dabei agieren wir überparteilich und in steter Solidarität mit dem Staat Israel und seiner Bevölkerung. Grundlage der Arbeit der DIG sind unsere Leitsätze. Sie weisen uns bei unseren Bestrebungen den Weg, dem Staat Israel und seinen Bürgern Frieden, ein Leben in anerkannten und sicheren Grenzen sowie in wirtschaftlicher und sozialer Sicherheit zu gewährleisten.

1. Die DIG ist die zentrale Organisation in der Bundesrepublik Deutschland, in der sich Freunde Israels in überparteilicher Zusammenarbeit zusammenfinden, um in Solidarität mit dem Staat Israel und seiner Bevölkerung zu wirken.
2. Es genügt nicht, die Entwicklung und Pflege der deutsch-israelischen Beziehungen staatlichen Stellen zu überlassen. Die DIG will deshalb als überparteiliche Organisation dazu beitragen, die menschlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Verbindungen zwischen dem deutschen Volk und den Israelis zu festigen und weiterzuentwickeln.
3. Die DIG unterstützt und fördert alle Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, dem Staat Israel und seinen Bürgern Frieden, ein Leben in anerkannten und sicheren Grenzen, in wirtschaftlicher und sozialer Sicherheit zu gewährleisten.
4. Die DIG engagiert sich für einen Frieden im Nahen Osten, der die Lebensfähigkeit Israels dauerhaft sichert. Sie tritt für eine Verständigung zwischen allen Völkern der Region ein und wendet sich entschieden gegen all diejenigen Kräfte innerhalb und außerhalb der Bundesrepublik Deutschland, die Israels Lebensrecht als jüdischer Staat bestreiten.
5. Auch in Zukunft wird die Arbeit der DIG von dem Wissen um die von Deutschen zu verantwortenden Verbrechen an den Juden während der Jahre 1933 bis 1945 ausgehen. Die DIG wird deshalb der Aussöhnung zwischen unseren beiden Völkern verpflichtet bleiben. Diesen Auftrag gilt es, an die nachwachsende Generation in der Bundesrepublik Deutschland zu vermitteln. Als konkreter Beitrag ergibt sich für die DIG daraus, Vorurteilen gegenüber Juden in der deutschen Bevölkerung entgegenzuwirken sowie Antisemitismus und Antizionismus entschieden zu bekämpfen.
6. Die DIG bemüht sich, in der Bundesrepublik die Kenntnis über Israel, seine Geschichte und seine Gegenwart zu vertiefen. Hierzu gehört eine kontinuierliche Unterrichtung der DIG-Mitglieder und der Öffentlichkeit über Entwicklungen und Probleme in Israel sowie über das Ringen um seine gesicherte Existenz.
7. Mit den in ihrer Mitgliedschaft erarbeiteten und überparteilich getragenen Positionen äußert sich die DIG auch öffentlich, und zwar vornehmlich gegenüber der Regierung und den politischen Parteien in der Bundesrepublik Deutschland.
8. Die DIG bemüht sich in Israel um die Vermittlung eines realistischen Bildes über Entwicklungen und Probleme in der Bundesrepublik Deutschland. Sie arbeitet dabei eng mit ihrer Schwestergesellschaft, der Israelisch Deutschen Gesellschaft (IDG), zusammen, die sich auf israelischer Seite parallelen Aufgaben und Zielen widmet.
9. Die DIG unterstützt den Austausch von Besuchergruppen zwischen beiden Ländern, vor allem im Rahmen des deutsch-israelischen Jugendaustausches. Dieser Austausch fördert die Bereitschaft, politische Verantwortung im Leben der menschlichen Gemeinschaft zu entwickeln, eine bessere und vertiefte Kenntnis vom anderen Volk, von seiner politischen und sozialen Lage, seinem Land, seiner Geschichte und seiner Kultur zu erwerben.
10. Wichtige Aufgaben erfüllen die regionalen Arbeitsgemeinschaften der DIG. Sie führen Veranstaltungen durch, deren vorrangiges Ziel es ist, politische, soziale und kulturelle Entwicklungen in Israel durch deren Repräsentanten authentisch zu vermitteln und den Dialog zu fördern.
11. Die DIG beteiligt sich an einer überregionalen Kooperation mit solchen Institutionen in europäischen Ländern, deren Ziel ebenfalls in der Entwicklung und Pflege enger freundschaftlichen Beziehungen zu Israel und seinen Bürgern liegt.

DEUTSCH-ISRAELISCHE GESELLSCHAFT E.V.
Littenstraße 105, 10179 Berlin
Telefon 030 / 80 90 70 28
info@digev.de
www.digev.de

